
AUGUST SAUER


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

Lob- und Schmähschriften

von

Ernst Ortlepp.

Motto:
„Lob und Tadel muß ja sein!"
(Goethe.)

Leipzig,
in der A. Fest'schen Verlagsbuchhandlung.

1833.

Vorrede mit sieben Motto's.

Motto 1. „Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen."
(Goethe.)

Motto 2. „Es sind aber Zeiten, da die Leute entweder keine Ohren haben, oder nicht hören wollen."
(Basilius Valentinus.)

Motto 3. „Er weiß
So glatt und so bedingt zu sprechen, daß
Sein Lob erst recht zu Tadel wird, und daß
Nichts mehr, nichts tiefer dich verletzt, als Lob
Aus seinem Munde." (Goethe.)

Motto 4. „Hoc scio pro certo, quod si cum stercore certo,
Vinco vel vincor, semper ego maculor."

Motto 5. „Wenn doch alle Ochsen stürben!" —
(Homer.)

Motto 6. „Kein Gesang will lieblich klingen,
Wo der Wahrheit Noten stehn."

Motto 7. „Das Leben der Götter ist Mathematik."
(Novalis.)

Es ist eigentlich viel gewagt von einem so elenden Autor, wie ich bin, daß ich mich in einer Epoche der bewundernswürdigsten Genies mit meinen faden Schreibereien herausmache. Denn besonders seit diverse große Geister, als z. B. der Buchhändler † † †, Herausgeber einer Geographie, und Vertreiber gewisser weiß und schwarz aussehender Papiere, welche S—zeitung heißen, die den täglichen Bedürfnissen entgegenkommen, und über deren Werth, wie er selbst sagt, nur eine Stimme ist, nämlich die seinige — seitdem also dieser berühmte Mann, und der erste Humorist Deutschlands, Herr M—t, gleichfalls ein kleiner großer Mann — seitdem also, sag' ich, diese dem Verfasser gegenwärtigen Büchleins entschieden dargethan haben, daß selbst seine Gedichte gar nichts taugen, obgleich viele derselben zu Tausenden gekauft worden sind; seitdem hat

besagter Verfasser eigentlich keine Hoffnung mehr, noch einigermaßen zu reüssiren, und besonders wenn er nun gar mit der Prosa kommt, in der er keinen gut stylisirten Satz herausbringt, wie sich z. B. gleich aus dem Perioden erkennen läßt, den er „post tot discrimina rerum“ und „per varios anfractus“ in diesem Augenblicke endlich schließt.

Indessen, da Herder selbst eines Goethe Gedichte tadelte, und Voltaire den tragischen Schwung Shakespeare's mit dem Geschrei eines besoffenen Wilden, ja sogar mit dem Bellen eines Fleischerhundes verglich; so könnte es doch auch sein, daß selbst ein † † † und M—t einmal in der Stellung des Prognostikons irrten, und auf diese schwache Möglichkeit los versuch' ich's mit einem Werkchen, dessen Abfassung mir längst am Herzen lag. Nämlich ich bemerkte mit Befremden, daß die Welt in Austheilung des Lobes und Tadels auf eine höchst widersinnige Weise verfahre, und daß sie gewöhnlich das Gute verlästere, und das Böse und Schlechte bis in den Himmel erhebe, da

es doch gerade umgekehrt sein sollte. Ich glaubte daher, etwas Nützliches zu unternehmen, wenn ich mich bemühte, sie auf die Unrichtigkeit ihres Verfahrens aufmerksam zu machen, und sie, wo möglich, gründlich davon zu heilen. Ich will daher den Werth oder Unwerth mehrerer Gegenstände einmal etwas näher erörtern, in der Hoffnung, man werde dann sein gewöhnliches irrendes Urtheil über sie für die Zukunft völlig berichtigen.

Zuvörderst hab' ich nichts Dringenderes zu thun, als den genialen Köpfen unserer Zeit, deren Anzahl Legion ist, einige Bücklinge bis auf die Erde herab zu machen, und sie zu versichern, daß Niemand eine aufrichtigere und gränzenlosere Verehrung gegen sie fühlen kann, als ich; was freilich sehr natürlich ist, da Apollo schon seit meiner Geburt her einen bittern Haß gegen mich zeigte, und mich nicht mit der Fülle von Phantasie, Erfindungsgabe, Originalität, Gefühl und Begeisterung ausrüstete, die jene Genies zu dem Stolze unseres Zeitalters macht.

Doch ihr Lob gehört nicht sowohl in die Vorrede, als in mein Werk selbst, wo ich mich beeifern werde, einige derselben in ihrem vollen Glanze zu zeigen, und überhaupt allen die Ehre zu erweisen, die ihnen in so hohem Grade gebührt. Vor der Hand will ich mich nur bestreben, vorläufig ihre Gewogenheit zu erlangen, an welcher mir viel liegen muß, da mehrere unter ihnen auch ausgezeichnete Kritiker sind, und also um ihr günstiges Urtheil zu buhlen die Autorpolitik gebietet. Freilich sind sie in unserer Zeit so wenig bestechlich weder durch Geld, noch durch Lob, noch durch sonst etwas, daß man in sofern kaum etwas hoffen darf; indeß besser bewahrt, als beklagt! Ferner ersuche ich die großen Männer, nicht etwa mich in ihren Götterchor aufzunehmen — denn das wäre die Anmaßung zu weit getrieben — sondern mir nur als einem schwachen schriftstellerischen Anfänger ein Plätzchen seitwärts von sich zu vergönnen.

Und nachdem ich somit die mir angenehme Pflicht der Artigkeit erfüllt habe, will ich mich

nicht mit allzuvielen längern Complimenten aufhalten, sondern sonien zum Werke selbst, das aus „Kopfstücken" bestehen wird, übergehen. Um dem Leser eine leichtere Uebersicht zu geben, habe ich in den Ueberschriften zu den Kopfstücken den Inhalt jedesmal genau angezeigt.

Erstes Kopfstück.

Ueber Kopfstücke. Ueber Esel und Heupferde. Ueber Fabriken und Maschinen. Das Rhinoceros. Ueber leere Mägen und volle Geister.

Unter „Kopfstück" im gewöhnlichen Sinne versteht man nicht etwa ein Stück von einem Kopfe, so wenig als unter Mundstück das Stück von einem Munde — sondern die früher im Handel und Wandel sehr häufig und jetzt seltener vorkommende Münze, welche unter dem Namen, ein „Zwanzigkreuzer" der Welt bekannter ist, die man jedoch nur in einigen Provinzen, z. B. allgemein in Thüringen, ein „Kopfstück" nennt. In dieser Bedeutung brauche ich das Wort nun offenbar hier nicht; sondern, um eine nicht so gewöhnliche Eintheilungs-Benennung zu haben, nehme ich diesen neuen Ausdruck an für die abgedroschenen Namen, „Hauptstück, Capitel, Caput", und will mit ihm ganz dasselbe sagen, was man unter letzteren zu verstehen pflegt. Ein Capitel, oder, wörtlich in's Deutsche übersetzt, ein Kopfstück, ist nun

im Sinne der neuern Schöngeister eine Anzahl mit gedruckten Zeilen gefüllte Pagina's, die dem Leser ein gewisses curioses Paradoxon vor Augen bringen, wie nämlich etwas zugleich voll und doch auch leer sein kann. Ich werde nun zwar aus einigen besondern Gründen von dieser Methode des Nichts-Enthaltenden abgehen, weil ich noch zu sehr an der jetzt weit übertroffenen Schule der Alten klebe; doch da ich für einige Leere durch öftere selbstgemachte Censurlücken sorgen werde, so darf ich mir wohl ohne großes Bedenken auch die Capiteleintheilung erlauben, ohne den Ansichten der Neuern zu nahe zu treten.

Was liegt mir als einem Schriftsteller wohl näher, als mich vorerst ein wenig über den neuesten Zustand der Literatur auszusprechen? Ich eröffne daher meine Lob- und Schmähschriften mit einer Betrachtung über denselben, um so lieber, da dieß ein Gegenstand ist, der mir erlaubt, mit dem größten Lobe anzufangen. Schon die zahllose Menge und die außerordentliche Fruchtbarkeit unserer Autoren zeigt sehr klar das Vorhandensein des sogenannten literarischen goldenen Zeitalters, wie man es um so bereitwilliger nennen wird, wenn man den Werth der erscheinenden Werke in das Auge faßt, da sich denn zeigt, daß die meisten der an's Licht tretenden Schriften, so zu sagen, aurei libelli, „goldene Bücher" sind, für die auch

die Herren Buchhändler mehr Gold zahlen und einnehmen, als in frühern Zeiten. Nie hat es mehr Beförderer der Kunst und Mäcene gegeben, als jetzt, nie war das Publicum kauflustiger, nie der Buchhändler unternehmender, nie der Schriftsteller und Dichter von den Großen begünstigter, als in einer Epoche, die — Epoche macht!

Auch das ganze belletristische Treiben ist ein total anderes als das frühere. Sonst fragte man nicht nach Classicität und Gediegenheit — man warf eiligst hin, was der Augenblick eingab — man schmierte ganze nicht von kastalischem, sondern von ordinärem Wasser getränkte Bände zusammen — man kochte „breite Bettelsuppen“ — man ahmite bloß nach und betrieb das Büchermachen fabrikmäßig — (Dank einem Walter Scott, der dem Dinge ein Ende gemacht hat!) — man reimte erbärmlich — man kritisirte höchst oberflächlich — genug man war auf das Weiteste in der Cultur zurück. Jetzt aber bringt uns jede Messe gegen anderthalbtausend Werke, die keinen Vergleich mit den unsterblichen Productionen der Alten zu scheuen brauchen; und was das Bewunderswürdigste ist, diese göttlichen Geisteskinder haben zum großen Theil nicht gereifte Männer zu Vätern, sondern **lumina mundi** von achtzehnjährigen Jünglingen, von denen man noch gar nicht so etwas Großes erwarten sollte. Ach, welche gränzenlose

Wonne, solch ein Buch zu lesen! Wie gehaltvoll Alles und wie wahr! Wie mundgerecht für den großen Haufen! Wie viel mit wie wenigem gesagt! Wie unvergleichlich, wie hyperoriginell!

Sonst konnte man den Autoren zurufen:

„Nicht euer Herz, nur euer Magen dichtet!"

Jetzt aber findet sich keine Spur davon, die Kunst nach Brot-Ertrag zu bequemen — unsere vielen Mäcene lassen es ohnehin so weit nie kommen — sondern man dichtet nur auf den innern Antrieb der unwiderstehlichsten Begeisterung ohne einen störenden Nebengedanken an das dumme Geld. Daher kommt es auch, daß jetzt viele Autoren so großartig denken, den Buchhändlern ihre Manuscripte gratis zu überlassen, und sich mit der reinen Freude sättigen, Etwas von sich gedruckt zu sehen; sie leben alle in Ueberfluß.

Sonst reimte man schlecht. Wenn ich selbst Goethe und Schiller nehme, was sind sie in der Reimkunst für erbärmliche Stümper!

„Qualität" auf „erhöht", „schön" auf „sehn", „süß" auf „bließ" „besser" auf „größer", „genieße" auf „Küsse"; das ist Ersterem, so zu sagen, alles Pomade.

Und wie unbeholfen zeigt sich Letzterer, wenn er um des Reim's willen setzt „Finsternusse" für „Finsternisse", wenn er sich, unfähig, einen Reim zu finden, geradezu wiederholt:

„Zwischen Menschen Göttern und Heroën rc.
Sterbliche mit Göttern und Heroën“ rc.

wenn er schreibt:

„Ach, dem Jüngling, der belohnet wimmert,
Sonnen sind ihm aufgedämmert!“

wenn er reimt „hegt“ auf „neckt“, „Hölle“ auf „Seele“, „Gott“ auf „Tod“ „Röthe“ auf „spähte“ u. s. w.

So Etwas könnte einem heutigen Kritiker Ohnmacht oder Veitstanz zuziehen! Man sieht also, wie schülerhaft diese weiland für groß gehaltenen Männer ihre Kunst ausübten. Jetzt ist man dagegen weit strenger und gewandter, und, von dem Lexikon des „Peregrinus Syntax“ unterstützt, kann man in der Reinheit des Reimes gar nicht mehr fehlen. — Zwar Peregriums Syntax — zum Henker mit dem Poeten, der ihn in die Hand nimmt!

Auch mit der Kritik stand es früher elend. Man warf in einige seichte Journale eine Art von flüchtigem Urtheil über Bücher hin, die man kaum mit einem Viertelsblick einmal sondirt, niemals aber genauer geprüft, oder vielleicht gar ganz durchgelesen hatte, und das nannte man Recension. So leichtsinnig verfuhren ein Lessing, Schiller, Wieland, Herder und Consorten, die einem gewissen subjectiven Infallibilitätstacte und dunkelm Gefühle folgend, geniale Gewaltsprüche thaten, ganz

obenhin. Meistens waren sie von den Buchhändlern angestellt und bließen einige Lob = Variationen auf der Quartposaune, um das Publicum auf die Verlagsartikel besagter Buchhändler aufmerksam zu machen.

Das ist jetzt, Gott sei Dank! ganz anders geworden! Die Kritik wird mit einer Einsicht, Gründlichkeit, Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit gahandhabt, vor welcher die Seichtigkeit der frühern Zeiten schamroth werden muß. Gelobt wird durchaus nichts als das wirklich Schöne, Große und Meisterhafte, dagegen man alles Mittelmäßige und Stümperische mit der unerbittlichsten Strenge zu Boden schmettert. Jetzt sollte einmal ein Werk wie „Werthers Leiden" oder „Schillers Räuber" erscheinen; es würde ihm schön ergehen!

Es giebt Blätter, in denen beinahe Alles getadelt wird, so streng ist man. Ich meine hier vor andern die berühmte „Morgenzeitung von Dunkel", die einen schneidenden Contrast gegen ein sonstiges Journal bildet, wo die Kunstkritik in eine Gunstkritik ausgeartet war. Der Redacteur derselben — — — — — — — was seltsam ist, da er doch nach dem Lichte strebt — — — — — — wie es bei den Handschuhen und Strümpfen ist — — — — — — — — — — — — eine Wetterfahne — — — — — — — und gründliche Gelehrsamkeit, durch deren Mangel —

— — — — — — — — in Dampf-Maschinen Polygraphie verfällt, woher es kommt, daß — — — — — — — — — — — —

Eine sehr zu bedauernde Lücke! — Nebenbei bitte ich meinen Herrn Censor, so wie mein Publicum, an dergleichen Lücken keinen Anstoß zu nehmen. Jedes Haus, ja die ganze Welt hat Lücken; warum soll ein Buch gerade von ihnen frei sein? Der Autor, und besonders der Humorist kann sich zuweilen ohne sie nicht helfen an Stellen, wo es seine Absicht ist, etwas mehr bloß anzudeuten, als gerade heraus zu sagen, und es hieße das humoristische Spiel des Geistes ganz zu nichte machen, wenn man dergleichen harmlose Selbstbelustigungen dem Schriftsteller verkümmern wollte. Sterne hat in seinem Tristram Shandy einmal eine ganze bloß mit Häkchen, Strichen und Linien erfüllte Seite, wie ich in der folgenden eine total leere gebe.

Die meisten Pagina's in den meisten neuern Büchern sind ja leer, ob sie gleich voll sind, und so, denk' ich, ist meine so eben gegebene Pagina voll, ob sie gleich leer ist. Was kann sich ein ahnungsvoller und gescheuter Leser nicht auf ihr denken! Sie enthält Dinge, über die ich ganze Bücher schreiben könnte, und über die dergleichen auch schon, wiewohl vergeblich, geschrieben worden sind. Ich sage auf ihr die stärksten und freiesten Wahrheiten, die ich auf dieser jetzigen Pagina durchaus nicht sagen darf! Wie verdient mache ich mich also um den Leser, indem ich ihm Gelegenheit gebe, seinen Scharfsinn, seine Fähigkeit im Errathen zu üben! Er glaube nicht, daß ich etwa bloß scherze; es giebt hier wirklich für ihn zu rathen, und zwar Dinge, die mich zum Wahnsinn treiben könnten! Wenn ich ihm erzählen wollte, wie man heutzutage in — mit — — — — — — — so würde er — — doch ich darf, will und kann davon nicht reden! Forsan et haec olim — —

Ich kehre zu Betrachtung unserer Literaturperiode zurück.

Man ist jetzt überhaupt tausendmal genialer als sonst. Was brauchte ehemals ein Schriftsteller oder Dichter für Zeit, um sich auszubilden, und welche Mühe machte es ihm, nur einige Werke von Belang zuwege zu bringen! Was hat sich

nicht Goethe plagen müssen mit einem Tasso, Faust, Iphigenia und dergleichen! Wie viele Jahre hat ein Schiller versonnen und verstudirt über dem bischen Wallenstein! So etwas schreibt ein heutiger Dichter, wie Bergauf, Steinhard, Rimmermann, Aurpach, Warzentriller, Leitholt in acht Tagen zusammen, ja und wohl etwas Besseres; denn das Schnelldichten war einem guten Schiller oder Klopstock noch nicht gegeben; diese Kunst ist erst in dem Zeitalter der Schnellposten und Dampfmaschinen erfunden und in Umschwung gebracht worden.

Wer jetzt noch daran denken wollte, die Horazische Regel zu befolgen, ein Werk neun Jahre lang in's Pult zu legen, der würde entweder für einen ungeheuern Pedanten, oder gar für einen Verrückten gehalten werden. Nein, jetzt heißt's: geschrieben im Trabe, und hinaus damit im Gallopp! Genug, wir haben Fortschritte gemacht, die etwas sagen wollen!

Wie sind wir doch so reich an großen Geistern! Selten wird es bei der Ankündigung eines neuen Taschenbuches oder einer Novellensammlung anders heißen, als etwa:

„Wir hatten das Glück, die ausgezeichnetsten deutschen Schriftsteller als Mitarbeiter zu gewinnen. Wir nennen nur einen Fenner, Freudenbeil, Irrwisch, Horstel, Melliz, Mey-

nert, Läſſig, Semper und Süßenborn, ſämmtlich Namen, die Jeder kennt, und die einen wahrhaft klaſſiſchen Klang haben.“

Die Kritik betreffend gehen zwar Hiſtörchen in Umlauf, als ob zuweilen, oder vielmehr ſehr oft, die Herren Buchhändler oder Schriftſteller ſelbſt die Recenſionen ihrer Werke in Journale einſchmuggelten, und daher komme das viele Lob, dem man überall begegnet; aber das iſt die ſchändlichſte Verleumdung; kein Buchhändler hat es nöthig, ſolche Künſte zu brauchen, da das Meiſte, was geſchrieben wird, vortrefflich iſt, und, der Poſaunenſtöße nicht bedürfend, ſein verdientes Lob von ſelbſt findet.

Was hat z. B. ein Clauren für gediegene Werke geſchrieben, und wie iſt er an allgemeiner Beliebheit weit über Goethe emporgeſtiegen! Er brauchte gar nicht darauf zu denken, ſich günſtige Kritiken zu verſchaffen, ja ſelbſt trotz tadelnden Recenſionen errang er die Gunſt des Publicums durch die in ſeinen Schriften wehende reine Idealität und den ſchönen Geiſtesadel, der alle Gemeinheiten von ſich entfernt hielt.

Welch ein prachtvoller Stern an unſerm literariſchen Himmel iſt der beliebte Novellenſchreiber Trommler! Es wollen zwar Manche behaupten, daß er, aller Claſſicität ermangelnd, bloß darauf ausgehe, den Leſer mit reiner Erzählung zu unter-

halten und höchstens etwas Sittenschilderung einer historischen Periode einzuweben, nach dem Vorbilde Walter Scotts; aber das sind gewiß nur Leute von der alten pedantischen Schule, die den historischen Roman überhaupt verwerfen. Diese seltsamen Käuze behaupten, daß ein historischer Roman kein Kunstwerk sein könne, daß er als ein Zwitter zwischen Geschichte und Poesie mitten inne schwebe, und eigentlich nur ein Tummelplatz für diejenigen sei, die, zu arm an Phantasie, um selbst etwas zu erfinden, sich begnügen müßten, Gegebenes zu verarbeiten, weßhalb auch gerade die talentlosesten Maschinen- und Fabrik-Autoren sich dieser Gattung ergeben hätten, wo der Schriftsteller mit so leichter Mühe Alles über einen Leisten schlagen könne; doch dieß ist eine eigensinnige und verschrobene Ansicht, die mir früher auch anhing, die ich aber längst abgeschüttelt habe, da ich sah, wie erpicht das Publicum auf historische Romane ist, und wie viel Geld die Verfasser derselben verdienen. Auf den letztern Punkt kommt doch eigentlich Alles an. Was würde mir es helfen, wenn ich so tiefsinnige Werke wie Haman herausgäbe, welche das Publicum so wenig kaufte als die des nordischen Magus? Wie wollte ich es endlich einmal dahin bringen, daß ich die Mittel erlangte, zu Erholung meines kränklichen Körpers und Belebung meiner Dichterkraft eine nur

kleine seit vielen Jahren vergebens ersehnte Reise auf den Harz oder das Riesengebirge zu machen, wenn ich nicht auf das Geldverdienen reflectiren wollte? Auch ich werde daher nächstens selbst einen historischen Roman schreiben, in dem keine Ahnung von Kunst sein, und der doch gut gehen soll.

Die Walterscottianer sind die fruchtbarsten Schriftsteller.

Die Ephemere (Eintagsfliege) lebt ein oder zwei Tage, oft auch nur einige Stunden, und legt in dieser Zeit 700—800 Eier. — Man könnte hierbei eine artige Application machen. —

Einen großen Vorzug haben wir selbst vor den so hoch gepriesenen Griechen und Römern insofern, als es unter den Neuern Tausende gibt, die gute Prosaiker und Dichter zugleich sind, wovon wir bei den Alten nicht ein einziges Beispiel finden. Es mag vielleicht daher kommen, weil Poesie und Prosa bei uns mehr verschmolzen sind, oft so sehr, daß die Poesie völlig zur Prosa, und die Prosa völlig zur Poesie wird. Bei den Alten standen beide Schwestern getrennt, und vertrugen sich schlecht zusammen; doch unsere poetischen Prosa-Schreiber und prosaischen Poesie-Treiber wußten sie mit einander zu versöhnen.

Als ein schönes Beispiel dieser Art nenne ich den berühmten bei uns in Leipzig lebenden Candi-

daten und „fahrenden Schüler der Rechte“ Ehwald, der in jener Amalgamirung von Poesie und Prosa wirklich Ungemeines geleistet hat. Da seine Schriften aus einer sonderbaren Nachlässigkeit bis jetzt von allen Literaturzeitungen und sonstigen Journalen gänzlich übersehen worden sind, so mache ich mir ein besonderes Vergnügen daraus, sie hier im Vorbeigehen flüchtig zu recensiren. Ob Ehwald ein Genie sei oder nicht? darüber kann gar keine Frage sein. Seine Gedichte, in die er unzählige Stellen und Verse anderer Poeten aufzunehmen würdigte — athmen eine so tiefe Prosa, daß wir ihm den Kranz in dieser Art zugestehen müssen. Die meisten machte er, wie Shakespeare, aus Hunger und Geldnoth; und bei Beiden zeigt sich, daß diese Treibfedern gewöhnlich die besten Sachen hervorbringen. Dagegen ist „Ehwalds Leben“, in Prosa geschrieben, sehr poetisch, und den Leser wird es um so mehr belustigen, der den originellen Verfasser selbst kennt. Wir dürfen dieses letztere Werk von ihm Allen empfehlen, die gern lachen. Die Infantin Poesie und Marquis Prosa — —

Doch wir brechen mitten im Satze ab, weil wir uns unfähig fühlen, einen Ehwald und die vielen ihm nicht weit nachstehenden großen Autoren unserer Zeit nach Verdienst zu erheben. Wir schütten noch schließlich auf sie ein ganzes Lob-Meer

aus, und gehen im folgenden Kopfstück zum Lobe der Buchhändler über.

Zweites Kopfstück.

Lob der Buchhändler.

Ueber junge Meerkatzen und Wasserorgeln. Ueber das Ballspielen. Ueber beschnittene Ducaten. Ueber Krebse und neue Häringe. Der Drehstuhl.

Wenn ein Schriftsteller die Buchhändler, seine Wohlthäter, nicht loben wollte, so würde er sich einer großen Undankbarkeit schuldig machen. Schreiber dieses hat zwar selbst Perioden erlebt, wo er, wenn er ein Tiger gewesen wäre, den gerade vor ihm stehenden Buchhändler ohne Zweifel gefressen haben würde; indessen es traten doch wieder große Momente ein, wo sein ganzer Zorn dahin schmolz vor dem Anblick dessen, was jedem Auge so wohl thut, vor dem lieblich erfunkelnden Metall, welches ihm von der Hand eines Buchhändlers hingezählt wurde. Und so wurde denn endlich die Zuneigung zu dem edeln Geschlecht der Sosier bei ihm immer mehr und mehr eine vorherrschende, in dem Grade, daß er jetzt kaum noch begreift, wie irgend Jemand den Buchhändlern nicht von ganzer Seele gewogen sein kann.

Er macht sich's daher zur Pflicht, einige schändliche Lügen zu widerlegen, die von den Herren Buchhändlern im Schwange gehen, um dann desto freier in ihr Lob überströmen zu können.

Wenn ein junger Mensch von 16 Jahren sein erstes Werk vollendet und das Manuscript reinlich abgeschrieben hat; so fühlt er alsbald ein Herzklopfen, das ihm keine Ruhe läßt. Er zieht sich so sorgfältig, als es die Eile gestattet, an, und hat nichts Dringenderes zu thun, als einem Buchhändlerladen zuzueilen, in der sichern Hoffnung, daselbst sein Werk um einen enormen Preis loszuschlagen, um das, wie er glaubt, sich die Verleger reißen müssen. „Will der Herr nicht, denkt er, so sind noch zehn, zwanzig, und wenn es in Leipzig ist, sechzig Andere übrig!“ Den hält er für besonders glücklich, der sein Manuscript kaufen wird.

Er tritt in einen der größten Laden ein, er fragt nach dem Herrn; man zeigt ihm das Comptoir; er öffnet die Thür; ein erhöhter Sitz läßt ihn den Regenten der Handlung errathen, der so eben in Correspondenzen vertieft ist. Fünf Minuten steht er schweigend, seine wohlstylisirte, festmemorirte und doch vergessene Anredeformel wieder zusammensuchend. Der Herr erhebt den Blick, und der junge Autor beginnt:

„Sie verzeihen, daß ich mir die Freiheit

nehme" — der Buchhändler sieht wieder nieder und schreibt fort — „Ihnen den Roman eines Manuscripts" — die Anwesenden lächeln, und der Autor wird roth — „nein, das Manuscript eines Romans anzubieten, der eigentlich ein humoristischer und doch auch zugleich sentimentaler Roman ist, und der, da ich mich ganz nach den englischen Mustern bildete, bei der Seichtigkeit unserer Literatur, welche nur auf Unterhaltung denkt, die der Classicität widerstrebt, welche stets mein Streben war, zu dem auch Goethe mich befeuerte, der mit seinem Werther mich mitunter auf das Komische wieder so sentimental machte" — —

Hier stockt der Autor, zu seinem größten Schrecken bemerkend, daß er in seinen Perioden wie in einem Sacke sich gefangen — aller Anwesenden Mienen überschwebt ein ihm fürchterliches ironisches Lächeln — der Autor schwitzt, es treten ihm Thränen in's Auge — doch er faßt sich und hebt von neuem an:

„Schon der Styl meines Romans muß zeigen, wie sehr ich die Sprache in der Gewalt habe, wie viel Leichtigkeit ich habe, welche Studien ich gemacht habe, wie die Macht der Phantasie bei mir so übermächtig ist, und wie mein Gefühl so gefühlvoll ist, daß jeder fühlende Leser mitfühlen muß, und ich würde mich sehr glücklich fühlen, wenn Sie, was mir äußerst ehrenvoll sein würde,

mein Werk unter der Buchhandlung einer so berühmten Firma erscheinen" — — der Autor hustet — „ja, ich würde es Ihnen für das geringe Honorar von 50 Louisd'ors überlassen."

Er hat ausgeredet — noch schreibt der Principal — jetzt sieht er herab zu dem seines Todesurtheils Harrenden, und dieses lautet:

„Ich sage Ihnen, daß ich auf Ihr Werk nicht reflectiren werde!"

Der lakonische und determinirte Ton des Mannes, sein Blick, so wie sein sofortiges Weiterschreiben, schneiden jede fernere Verhandlung ab. Der Autor weilt noch einen Moment schweigsam, dreht sich dann rasch um, und geht stolz-verlegen ab.

Nach wenigen Schritten kommt er an einen andern Laden; der Inhaber der Handlung ist hier weit affabler und freundlicher; er hat schon im Geiste die Louisd'ors in der Tasche; und doch eröffnet ihm der Mann auf einmal, daß er seit längerer Zeit gar keine belletristischen Sachen mehr drucke, sondern sich bloß auf das Wissenschaftliche beschränke. Er rathe ihm aber zu Herrn X. — zu gehen, der die meisten Romane verlege.

So geht er denn zu Herrn X —. Herr X — ist mit Unternehmungen zu überhäuft und verweis't ihn an Herrn Z —. Herr Z. verweist ihn wieder an Herrn X —, bei dem er leider schon gewesen

ist, und an Herrn Y —. Herr Y —, ein alter, filziger Kauz, dem er das Manuscript für die Hälfte des Preises anbietet, will es nicht umsonst, und weis't ihn an A. B. C., nach dessen vergeblicher Durchmachung der Autor, mit dem man nach der Buchhändler-Redensart Fangball gespielt, nach Hause geht, um nie wieder ein Werk zu schreiben, i. e. um morgen ein neues anzufangen.

Dem Autor ist allerdings den ersten Tag über ganz vertrackt zu Muthe. Man hat sein Werk nicht einmal sehen mögen; alle die kurz fertigen Herren haben es ungehört, i. e. ungelesen verdammt. Da fällt ihm noch ein von ihm vergessener Verleger ein; es ist freilich eine ganz unbedeutende Firma; indeß jetzt liegt ihm nur noch daran, sein Buch gedruckt zu sehen, gleichviel wo und unter welchen Bedingungen. Er eilt zu dem Manne, der nicht zugegen ist; doch ein Diener nimmt wenigstens das Manuscript an und verspricht es dem Herrn einzuhändigen.

Jetzt ist ihm ein Stein vom Herzen; wenn der Buchhändler das Manuscript liest, denkt er, so muß er es behalten — er ist rein verloren, und du bist gerettet!

Er läßt absichtlich einige ihm zu einer Ewigkeit werdende Tage vergehen, bis er sicher annehmen kann, daß sich nun der Buchhändler sein

Werk an den Hals gelesen habe. Endlich des dritten oder vierten Morgens fährt er, wie Lenore um's Morgenroth, empor, und attaquirt den Laden im Sturmschritt. Sehr befremdend ist es ihm, den Inhaber der Handlung schon bei seinem Eintreten nach dem Manuscripte greifen und die Bewegung des Zurückgebens machen zu sehen. Und richtig!

„Es thut mir sehr leid," hebt der Mann an, „Ihnen recht sehr danken zu müssen; ich habe den Roman ganz gelesen; aber er ist nur für ein kleineres Publicum. Bringen Sie mir einmal etwas für die leichtere Unterhaltung, eine Ritter-, Geister- oder Gespenstergeschichte! Für einen Band dieser Art würde ich Ihnen vier Louisd'ors im voraus sicher versprechen können, da ich hingegen nicht im Stande bin, diesen gratis zu drucken!"

Der Autor ist total geschlagen; sein siegerisch-angreifender Blick ist zu nichte geworden und hält kaum hervordringende Thränen zurück; seine straffe, stolze Haltung ist zusammengefallen; seine Zunge ist gefesselt; sein Inneres aber kocht, schäumt, tobt, stürmt und blutet.

Unterwegs faßt er den großen Entschluß, sein Manuscript zu verbrennen. Und wirklich, er zündet Feuer an! Die Flamme lodert — dreimal ergreift er das Opfer, und will es in den Ofen werfen — und — er kann es nicht! Endlich wird es begnadigt

Wir könnten nun das fernere Treiben des jungen Genies noch weiter recht kurzweilig schildern; wir könnten erzählen, wie der Autor einen Band Gedichte schreibt, mit denen es ihm eben so geht; wie er ein Trauerspiel dichtet, und es erst allen Theatern vergeblich anbietet und dann den Buchhändlern noch vergeblicher; wir könnten da den Schriftsteller als ein schönes Muster der Geduld und einer alle Einbildung übertreffenden Märtyrerschaft ausstellen — doch das Alles liegt seitabwärts — wir brauchten davon hier nur eine Skizze, um auf die Herren Buchhändler zurückzukommen.

Wenn es hier und da einem jungen Menschen einmal ähnlich gehen sollte, so wird dieser freilich nicht viel Gutes von den Sosiern zu sagen wissen, ja es würde sehr erklärlich sein, wenn er aus Verdruß das edle Geschlecht derselben auf das Schrecklichste verleumden sollte. Er wird ihnen anlügen, daß sie keinen Sinn für ein classisches Werk haben, daß sie die allerhärtesten, zähesten, ausweichendsten, unbehandelbarsten, stolzesten und inhumansten Menschen sind, die es nur auf Gottes Erdboden gibt, er wird endlich, statt daß ich ihnen hier eine Lobrede halte, wohl gar eine Satyre auf sie schreiben, und besonders den reichen, dummstolzen Flegel copiren, den er zuerst besuchte, und was wird er nicht Alles thun!

Auf diese Art entstehen dann alle die Lügen und elenden Vorstellungen, die man von den Buchhändlern hat, und die hier zu widerlegen meine Wonne ist.

Liebe junge Genies, bedenken's doch! Soll denn nun ein jeder Buchhändler jedes so dumme Werk, wie ihr sie ihm bringt, in Verlag nehmen? Soll er sich Müh' und Sorg' und Arbeit machen und sein schweres Geld hingeben, um einige höchst wahrscheinliche Stöße Maculatur mehr in seinem Laden zu haben? Haben sie nicht schon des schlechten Zeugs genug gedruckt, und Geld genug daran verloren? „Quousque tandem abutere patientia nostra?“ möchte wohl jedem von euch der durch Erfahrung kluggewordene Buchhändler zurufen.

Und doch ist es nicht einmal wahr, daß die Verlagsbegierde unter ihnen so allgemein erloschen sei; denn es giebt fast kein so schofles literarisches Product, zu dem sich nicht auch ein dummer Verleger fände. Hat Einer doch sogar ein Trauerspiel gedruckt, über das man sich todtlachen möchte. Sein Verfasser, ein feuriger, in genialem Unsinne extatisch aufblühender Geist, Namens L......., hat die berühmte Schule der „poetischen Poesie“ gegründet; wir müssen uns darüber eine kleine Abschweifung erlauben! Wir werden den Leser am besten über die Manier des betreffenden Dichters belehren, wenn wir ihm einige Verse aus dessen

Fragment über die „Tiefen des Lebens" hier mittheilen. Wir wählen dazu Folgendes:

„Was ich in stillen Abendstunden
Von leiser Poesie empfunden,
Das hab' ich nur allein gefühlt;
Es riß mich fort trotz aller Schwere,
Und trug mich hin in jene Meere,
In welchen keine Woge spült!"

Denn nur die Poesie kann finden,
Wie Nichts und Form sich doch verbinden,
Obgleich die Praxis ewig grollt;
Genie ist zum Genie geboren,
Instinct beseelt ja selbst den Mohren,
Und Gold ist absolut nur Gold.

Auch Liebe strebt in schöne Tiefen;
Ha, wenn mich ihre Stimmen riefen,
Da starb ich hin in süßen „Ach's!"
Ich schmolz zum Einklang der Objecte!
O daß ich dieß noch einmal schmeckte!
Doch jeder Honig wird zu Wachs!

All' ihre sanften Postulate
Begegnen sich — der Wahlspruch „Gnade!"
Erschallt als stilles Organon;
Wo Lippen sich und Herzen lieben,
Da ist noch Symmetrie geblieben,
Wie Cedern auf dem Libanon.

Das Herrlichste muß einmal fallen,
Denn alle Katzen haben Krallen,
Und selbst ein Herz von Marmor bricht;
So schwinden Hinsicht, That und Wille
Und Ideal in jene Stille
Die sterbend lebt und schweigend spricht.

Wohl gab's auf Erden schöne Thaten,
Ulysses ging auf krummen Pfaden,
Und selbst Achilles war ein Held;
Die Pferde beißen in die Zügel,
Der Sperling auch hat seine Flügel,
Und Mängel hat die beste Welt.

Genie nur kann die Riegel brechen,
Die Stärke selbst hat ihre Schwächen,
Und Ziegen haben Hörner auch,
Nicht nur der Stier; — in Jovis Lande
Wird jegliches System zu Schande
Vor leiser Rücksicht Rosenhauch.

Wo Trieb und Raum und Inbegriffe
Sich kreuzen wie der Flotte Schiffe,
Da wird Natur Vernunftproduct;
Das Leben prangt in höchster Schöne,
Und selbst die Steine geben Töne,
Wenn auch die Antithese muckt.

Sieh, Freund, das sind des Lebens Gründe!
Sag', ist denn Lieben eine Sünde?
Zwar scheint die Poesie verrückt;
Doch Schöneres kann es nicht geben,
Als Form im Wesen, Tod im Leben,
Und Unglück, daß sich doch beglückt!

Die Kunst hat ihre Schwierigkeiten,
Jedoch die Phantasie zu leiten,
Das ist die größte Schwierigkeit;
Zu bänd'gen ist das junge Fohlen,
Und abzurichten sind die Dohlen,
Doch Phantasie bezwingt nur — Zeit!

Bewerkstelligen läßt sich Alles,
Sogar die Abmessung des Schalles,
  Was doch das Allerschwerste ist;
Doch eine Phantasie zu messen,
Besitzen, was man nie besessen,
  Verlieren, was verloren ist;

Sich selber gegenüberstehen,
Mit dem Symbol spazieren gehen,
  Und sprechen, wo das Wort entflieht;
Des Herzens Kräfte zu bezwingen,
Mit einem Feind, der fehlt, zu ringen,
  Und das zu sehn, was Keiner sieht, —

Das ist die Kunst im Ideale,
Das ist der Musenberg im Thale,
  Der majestätisch niederblitzt;
Die Wespe sticht — Laub haben Wälder,
Es geht die Uhr — Korn ziert die Felder;
  Doch nur der Sonnenstrahl erhitzt.

In Roma's längst entnervten Fluren
Hat doch die Kunst noch schöne Spuren,
  Die Peterskirche steht noch da;
Und dieser ewig stille Tempel,
Er wird zum Beispiel und Exempel,
  Daß Niegeschehenes geschah.

Der Speer Achilles heilt die Wunden,
Doch Kranke können nie gesunden,
  Der Schmerzen ärgsten hegt der Zahn;
Sobald wir das Fossil betrachten,
Will stille Wehmuth uns umnachten;
  Denn, was gethan ist, bleibt gethan!

Die Körper gleichen nur den Schatten,
Wenn sie sich nicht in Liebe gatten,
Denn Ehre nur erzeugt den Ruhm;
Wo Millionen Philomelen
Vereinen das Gebrüll der Kehlen,
Da keimt Symptom und Heiligthum.

Das Christenthum hat viel Verächter,
Die Menschen werden täglich schlechter,
Weil Ursprung der Tendenz gebricht;
Das Kind kommt aus der Mutter Bauche,
Der Witz hat eine scharfe Lauge,
Gefühl hat selbst der Bösewicht.

Principe sind nur arme Schächer,
Selbst die Begriffe werden schwächer,
Wo Ich und Nicht-Ich ferne stehn;
Laß mit der Liebe Flammengrüssen
Substanzen die Substanzen küssen,
Fossil — wird stets alleine gehn!

Gedärme, die zu Würsten taugen,
Sie sind auch zur Musik zu brauchen,
Im Abschied liegt Unendlichkeit;
Demungeachtet muß ich sagen,
Die Stunde, ach, sie hat geschlagen,
Zum Aufbruch steh' ich schon bereit!

An euern Hälsen hang' ich weinend,
Mit dem Begriff System vereinend,
Reiß ich mich nun auf ewig los;
In jener Welt sehn wir uns wieder,
Organisirt mit dem Gefieder,
Das leider schmückt die Engel bloß!

So lebt denn wohl, ihr meine Lieben,
Ein süßer Trost ist mir geblieben,
Ich habe noch die Poesie;
Sie läßt mich eure Bilder schauen,
Sie macht das Graue selbst zum Blauen,
Denn Vorsicht auch hat Melodie.

Nehmt hin die Hand; von ganzem Herzen
Drück' ich die eurige mit Schmerzen;
Ein jeder leere Topf ist hohl!
Des Lebens Tiefen zu durchdenken,
Und doch den Geist nicht zu verrenken,
Das heißt ein Mensch sein! — Lebet wohl! —

Die Wasserorgeln sind eine alte Erfindung. Schon Vitruvius schildert eine ausführlich. Sie sind jetzt sehr stark im Gebrauch; einige junge Dichter, besonders M. —t haben sie sehr vervollkommnet. Doch dieß war eine Nebenbemerkung. —

Wenn nun solche Werke, wie das gegebene Gedicht, einem Buchhändler gebracht werden, was soll er machen? Zwar, wer in der Dummheit wirklich das Größte leistet, der ist interessant, und dann könnte man wirklich überlegen, ob man nicht der Curiosität halber seine Production drucken ließe; aber die wahrhaft ausgezeichneten und originell-dummen Menschen sind fast eben so selten, wie die Genies.

Doch zu meiner völligen Vertheidigung der Buchhändler! Man sagt, daß sie so wenig unter-

nehmend, so zähe mit dem Honorar nnd zu sehr Kaufleute wären. Das ist aber lauter elende Verleumdung. Ich kann aus Erfahrung reden, da ich bereits viel mit ihnen umgegangen bin. Nie haben sie mich etwa weder unfein und kurz, noch höflich= ausweichend zurückgewiesen, nie haben sie mich mit Abzug an dem Honorar gedrückt, nie haben sie mir es in beschnittenen Ducaten oder halben Louisd'ors gezahlt, nie haben sie mir in großem Geldmangel Vorschuß verweigert, nie ist ihnen mein Schicksal gleichgiltig gewesen, ja ohne sie wäre ich längst verhungert. Sie haben mir für den Bogen Poesie vier, auch zuweilen noch mehr Louisd'ors, und für den Bogen Prosa zwei gezahlt, so daß ich niemals durch irgend einen Mahner gestört wurde und ein höchst vergnügliches Leben führen konnte. Ihnen verdank' ich den Genuß so mancher Vogelschießen, für die ich sehr begeistert bin, weil ich mir dort eine Frau suchen will, die ich hier nicht finde — Ihnen verdank' ich alle die amüsanten Bälle, die ich mitgemacht, die schönen Mahlzeiten, denen ich beigewohnt, den guten Tisch, der mich täglich nährt bei Herrn Bär in der Stadt Berlin zu Leipzig, den ich allen Fremden sowohl, als Einheimischen, als höchst kräftig, gewählt und in jeder Hinsicht ausgezeichnet empfehlen kann; übrigens bin ich dort täglich um ein Uhr für Jeden, der ein literarisches Anliegen hat, oder gar

so wundersam denkt, meine Bekanntschaft machen zu wollen, am disponibelsten, mit ihm über alles Andere, nur nicht über Poesie, zu reden. Ich rede nämlich dort überhaupt nicht viel, sondern vergesse den ganzen schriftstellerischen Trödel, weide mich an dem guten Rindfleisch, Spritzkuchen, Allerlei, Cottelets, Schellfisch, Lachs u. s. w. Besonders gern aber esse ich den Pudding, bei dem ich wirklich so still bin, wie ein Engländer. Doch dieß en passant!

Wie manche Flasche Wein verdanke ich den Buchhändlern! Wie manche angenehme literarische Unterhaltung fand ich in ihrem Umgange! Es ist wahr, sie nehmen Alles aus dem kaufmännischen Gesichtspunkte, sie fragen nicht sowohl danach, ob die Werke eines Autors gut oder gar classisch sind, als danach, ob sie gehen, und wenn sie dieß thun, dann ist es ihnen ganz einerlei, sie mögen so schlecht sein, wie sie wollen.

Daß sie so wenig verlegten und Alles zurückwiesen, ist eine dumme Lüge. Sie verlegen Alles, auch das Schlechteste, weil gerade die schlechtesten Bücher immer am besten gehen, und es ist eben die Kunst der Buchhändlerspeculation, gerade diese Art des Schlechtesten mit richtigem Blick herauszutreffen. Man wirft ihnen ferner vor, daß sie im ersten Jahr schon den Vortheil ihres Unternehmens in den Händen haben wollten; aber das

finde ich gar nicht; da sie wissen, daß z. B. selbst Bücher von Jean Paul Jahre lang lagen, und schon Maculatur zu werden drohten, ehe sie einigermaßen in den Schwung kamen; so sind sie sehr geduldig und reich an Hoffnung, wenn ein Werk sie auch noch nicht reich an Gelde gemacht hat. — Kaufleute sind sie allerdings, aber sie sollen es auch sein, sonst gehen sie galloppirend zu Grunde, wovon die letzte Zeit mehrere lehrreiche Beispiele gegeben hat. Aber um wie viel gebildeter sind sie, als die andern Kaufleute! Ein jeder Buchhändler ist ein halber Autor!

Darum lob' ich sie, so viel ich nur kann, vor allen aber meine Herren Verleger, denen ich das längste Leben, das meiste Geld und das gränzenloseste Glück wünsche, damit sie noch recht viele meiner künftigen Manuscripte drucken, und mir ganze Haufen von Louisd'ors bezahlen können. Geh' ich auf Reisen, so will ich dann selbst in den fernsten Weltgegenden täglich der lieben Buchhändler Leipzigs gedenken!

Drittes Kopfstück.

Tadel Fechners und Lob der Homöopathie.

Da ich durch meine letzte Schrift über „Leibesconstitutionen, Eß- und Trinkfreiheit" meine gründ-

lichen medicinischen Kenntnisse bereits auf die eclatanste Weise dargethan habe, so ist es mir ein Leichtes, diesen flachköpfigen, aller Wissenschaft und alles Genies ermangelnden Fechner dranzunehmen. Ich kann in ihm nur einen zweiten Lichtenberg finden, welcher bekanntlich auch so ein fader Witzling war. Wäre sein Humor nicht ein bloßer prosaischer Verstandeshumor, wie eben der Lichtenberg'sche, wäre er von mehr poetischen und sentimentalen Elementen durchdrungen, so könnte man Fechner auch mit dem Lust- und Schmerzvergnügling „Jean Paul" vergleichen. Doch Beide, Lichtenberg und Jean Paul, sind langweilige, seichte, gelehrt sein wollende und desto widerlichere Spaßmacher; so auch Fechner. Jene hat der verdiente Lohn der Vergessenheit längst getroffen; diesem wird es nicht besser gehen.

Jean Paul spricht einmal von dem anhaltenden Objectivisiren, das die Ironie dem Satyriker auferlegt; wir fühlten die Schwierigkeit, ja wir möchten sagen, die Pein desselben, fast noch nie mehr, als in diesen Augenblicken. — Doch was soll das? Wir haben ja weder das Talent, noch die geringste Neigung, Satyren zu schreiben; und bitten daher, einem Manne, der gern Alles lobt und mit der Welt in jeder Hinsicht so außerordentlich zufrieden ist, nicht etwa eine solche Neigung zuzutrauen. Es kommt Alles vom Herzen, was

wir aussprechen, und wir meinen es stets wörtlich so, wie wir es sagen. — Wir tadeln abwechselnd eigentlich bloß, um uns vor dem Anschein der Parteilichkeit zu retten, den die Mode, Alles zu loben, gewöhnlich nach sich zieht; dann wieder, um uns bei unserer Geistesbeschränktheit auf diese Art einen, wenn auch nur blassen, Schimmer von Gelehrsamkeit zuwege zu bringen, den man in der Welt leider bloß durch das Tadeln erlangt, insofern dieses das Besserverstehen vermuthen läßt; und endlich, weil es doch unläugbar auf Erden einiges Schlechte gibt, daß so sehr in die Augen sticht, daß man blind sein müßte, wenn man es nicht sehen, und ein Klotz, wenn man sich nicht einigermaßen darüber ärgern wollte.

Ein junger Kritiker z. B. kann durchaus kein Aufsehen machen, wenn er nicht seine Klauen, Zähne, Kneipzangen und Peitschen mit dem gräßlichsten Geschrei in Bewegung setzt. Tadeln muß er, sonst hält Niemand etwas von ihm! Wo wäre z. B. der Verfasser der „Stinkblüthen" zu seinem großen Namen gelangt, wenn er nicht den Weg eingeschlagen hätte, gerade über die berühmtesten Männer, als: Goethe, Tieck, Menzel, Steffens u. a. m. herzufallen? Er wäre eine reine Null, da er so in den Ruf des genialsten Kritikers gekommen ist. Seine letzten Recensionen einiger meiner eignen Schriften begeisterten mich zu einem

kleinem Lobliede auf ihn, daß ich hier en passant mittheile:

„Der kleine große Kritikus,
Dem ich dieß Liedchen singe,
Der liebenswürd'ge Hasenfuß,
Er thut gewalt'ge Dinge!

„Ob's Menzel, Tieck und Goethe sei,
Es findet Niemand Gnade,
Es ist ihm Alles einerlei
Und, wie man sagt, Pomade.

„Er ist des Herrn Lumpkönigs Knecht;
Und tanzt, wie dieser spielet,
Bald lobet er, bald macht er schlecht,
Wie's Lumpkönig befiehlet.

„O kleiner, großer Kritikus
Und mächtiger Lumpkönig,
Dem Aff' und Hund gehorchen muß,
Empfehl' mich unterthänig!"

Ich hätte die letzte Zeile schreiben können:

„Nach Eurer Gnade stöhn' ich."

Doch um den Kritikern, und besonders dem im Liede besungenen, die ja auf Erden wenig Spaß weiter haben, als über ein Fehlerchen herzufallen — um diesen, sag' ich, eine Freude zu machen, hab' ich den unreinen Reim „unterthänig" auf „König" stehen lassen, indem ich ohnehin nicht befürchte, daß durch ihn die Welt untergehen wird.

Diese Kritiker habe ich nun in den Abschnitten dieser Schrift, in denen ich tadele, vor Augen, und mache mich so gleichfalls an den unschuldiger Weise zu einem bedeutenden Ruhme gekommenen Fechner. Sein letztes Werkchen war eine Schutzschrift für die Cholera. Man denke sich, für die Cholera! Eine Schutzschrift! Zeigt dieß nicht von einem höchst verdorbenen Herzen sowohl als schwachen und krankem Verstande? Er spricht darin von dem Niedermetzeln Tausender, ja von dem Umkommen von Millionen so geradeweg wie von dem Abmähen eines Korn= oder Weizenfeldes, und freut sich, wenn er die Cholera recht brav wirthschaften sieht. Und dann, was die Hauptsache ist, fällt er die gute, alte, ehrliche Medicin mit einer solchen Wuth an, daß man eher denken möchte, er hätte mephistophelische Bestialität studirt als Heilkunde! Die arme Medicin! die allein die viel tausend Cholerakranken rettete! — (denn Natur vermag da gar nichts!) die unsere einzige Zuflucht ist, wenn der Tod zu dem Fenster hereinguckt, — deren Zauberkräfte schon der Doctor Sangrado so sichtbar an den Tag legte, — die für jede Krankheit hundert Mittelchen hat, welche alle augenblicklich helfen — sie fällt er an, und nicht nur die Allopathie, sondern sogar die medicinische Mystik, die Demagogie im Gebiete der Heilkunst, unser Schooßkind, die Homöopathie!

Ich weiß nicht, ob es ein Historiker ist, vielleicht Herodot, oder Xenophon, oder Liv, oder Tacitus, oder Gibbon, oder Raumer — oder ob es ein Philosoph ist, vielleicht Aristoteles, — indeß Plato ist mir noch wahrscheinlicher — doch es könnte auch Cicero sein, oder Seneca, oder Baco, oder Jacob Böhme, oder Hegel — doch es könnte auch ein Dichter sein, Homer, oder Virgil, oder Lykophron, oder Goethe — mehr aber wohl der sentenzenreiche Euripides — oder Johannes Secundus, oder schon Theognis — genug, ich weiß nicht genau, welcher von ihnen die höchst originelle Bemerkung gemacht hat, daß alles Neue gewöhnlich mit vielen Hindernissen zu kämpfen habe. Und so finden wir, daß es z. B. mit dem vortrefflichen geographischen Journal, das der Buchhändler Lochbeutel gründete, anfangs gar nicht fort wollte, ja daß selbiges auch heutigen Tages, trotz den scharfsinnigen tadelnden Kritiken, mit denen es als einzig in seiner Art dasteht, noch nicht auf die Beine will. Indeß läßt sich hoffen, daß auch dieses Journal bei seinem hohen Werthe gleich einer andern Zeitung desselben Verlegers mit der Zeit mehr Leser finden wird. Das andere hob sich besonders durch die schöne darin herrschende Charakterlosigkeit, die z. B. in der Politik Servilität und Liberalismus durcheinanderwarf. Die Menschen sind ja alle bald so, bald so —

ihre Veränderlichkeit kommt der des Wetters, ihr Farbenwechsel dem des Chamäleons gleich — daher auch das ihnen am besten zusagen wird, was gar keinen Charakter hat, so wie sie auch einem Menschen ohne Charakter, besonders über Staatsangelegenheiten, am liebsten zuhören werden, zumal wenn er selbst in großer Zeit Heldenthaten vollbrachte, wie ein gewisser †. Ich füge sogar noch drei Kreuze hinzu. Hier sind sie: † † † so wie ich überhaupt von nun an keine Gelegenheit vorbeilassen werde, einem gewissen allbekannten und geschätzten großen Biedermanne meine Verehrung auszudrücken.

Doch wo bin ich? He! Holla! Ich bin aus dem Contexte gekommen! — Auf welchem Wege ging ich denn? — Dort? — Ei bewahre! — „Mit Ew. Wohlgeboren Erlaubniß, ich sah Sie so eben da drüben gehen!“ — „Es muß mein Doppeltgänger gewesen sein!“ — „Nein, ipsissimus waren Sie es, Verehrtester! Sie trugen denselben neuen Rock aus E dur, zu dem Sie nun doch einen Kragen aus Fis genommen haben — Ihr Schritt war Allegro, Ihre Tempi's unstät und ad libitum, Ihr Geberdenspiel war Scherzo, Sie wechselten mit Stretti's und Leggiero's, Sie gingen con forca auf den Musikdirector Fechner los, Sie tadelten dessen neueste Oper, „die Cholera,“ die man in Paris mit enormen Erfolg gegeben — (zwar

munkelt man von Bestechungen, die den Beifall sollen zuwege gebracht haben!) — und Sie selbst, sonst ein so gerechter Kritiker, der Sie besonders musikalische gute Leistungen so gern loben — Sie selbst reißen dieses tiefsinnige Tonwerk des genialen Meisters herunter, mit einer Unverschämtheit, die nur in dem Kritiker M. — Ihres Gleichen findet — das macht, weil Sie ein Freund des Capellmeisters Hahnemann sind, der zwar das neue Organon, die Lärm-Orgel, erfunden, aber als praktischer Componist nichts von Belang geleistet hat, ob er gleich, es geleistet zu haben, vorgibt — doch da kommt er!" „Wer?" „Hahnemann selbst!" „Optischer Trug!" „Nein, beim Himmel, Hahnemann!" „Er ist es nicht!" „Kennen Sie ihn?" „Seit alter Zeit!" „So müssen Sie keine Augen haben!" „O ja, solche, die mich nicht trügen; aber bei Gott, sie trogen mich in diesem Augenblicke! Sie haben Recht! Es ist der leibhaftige Hahnemann! Adieu, mein Bester! Ich muß zu ihm!"

Halbgott! Ganzer Gott! Doppelter Gott! Schon nähert er sich! Sein Weg geht ungefähr so:

Anfang der Krankheit!
Ende

Anfang und Ende liegen wie Himmel und Hölle näher bei einander, als man denkt. Der Teufel ist ein charmanter, lieber, vortrefflicher Mann, wie ich das noch nachher weiter auseinander zu setzen gedenke. Und weil ich auch ein lieber, vortrefflicher, charmanter Mann bin, so habe ich manchmal geglaubt, ich selbst wäre det Teufel. Doch zum Teufel mit dem Teufel! Was geht uns der Teufel an! Kein Teufel, und wär' es auch der ärmste, fragt jetzt mehr nach ihm!

Hahnemann! Hahnemann! Schon Dein Anblick curirt mich! Es lebe die Homöopathie! Ich wenigstens wäre ohne sie todt, das weiß ich!

Nur Verstockte und völlig Blinde können die Vortrefflichkeit der Homöopathie nicht einsehen, und mag der unverständige Verstand gegen sie sagen, was er will, wir haben ja die Erfahrung, welche lehrt, daß Hahnemann mit einem Billiontheilchen sogar schon mehreremale Menschen wieder aus dem Grabe hervorgelockt hat, und können in so fern hoffen, daß er noch sein Project, „die allgemeine Auferstehung von dem Tode,“ bei Lebzeiten erfinden, und uns sonach sammt und sonders schon auf Erden unsterblich machen wird, so daß es selbst für diejenigen, die in den Himmel möchten, dahin zu gelangen unmöglich sein wird.

Quo magis absurdum et impossibile, eo magis credendum, ist schon ein alter Satz, und wer

den Verstand nie gefangen nehmen will, der bleibt ewig ein Zweifler. Das ist eben der böse Radical-Fehler bei *Fechner*, daß er Alles mit dem Verstande abmachen will; weiß er denn nicht, daß es Dinge auf Himmel und Erden gibt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt, und daß das, was — (Faß, naß, blaß, graß! — nun will ich gar reimen!) — ich wollte sagen, „was kein Verstand der Verständigen sieht, *in Einfalt* ein kindliches Gemüth ahne," glaube, annehme, für wahr halte, davon überzeugt, versichert, vergewissert sei, daß es davon seine feste Meinung habe, daß es —

Doch halt! Ich füge nun noch etwas, gründlicher in die Medicin Eingehendes, hinzu, — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

und da ich somit die betreffende Angelegenheit mit genugsamer Gelehrsamkeit nach allen Seiten hin abgehandelt habe, so gehe ich spornstreichs zu einer andern, höchst interessanten Materie über.

Viertes Kopfstück.

Tadel der Kunst und Lob der Gelahrtheit.

Ueber Nachteulen und Nachtigallen. Der Schweizerkäse. Die Studirstube und das Dominospiel. Der Kerkermeister und der Schmetterling. Vergleichung des Sitz- und Steh-Systems mit dem der Bewegung.

Alle Donner sollen in die lumpigen Kerle schlagen, die ich jetzt im Sinne habe. Ich machte schon zu viele Worte über euch, und doch ladet ihr mich immer wieder von neuem dazu ein! Fort mit euch Gesindel! Wenn nur das Geringste an euch wäre, so hätte man doch einen Entschuldigungsgrund, sich mit euch zu befassen; aber da ihr gar zu erbärmliche, aus Verachtung und allgemeinem Spott zusammengeflickte Lumpe, so triste, lächerliche, bemitleidenswerthe, ungeheuerliche, elende, kleine und in jeder Hinsicht jämmerliche literarische Vogelscheuchen seid, so kann man nur sich selbst durch die bloße Annäherung zu euch schaden. Eure Schmutz beschmutzt Alles, was sich mit euch zu schaffen macht, euer bloßer Hauch, der giftiger als Gift ist, bringt einem die Pest an den Hals, und der ist eigentlich der Klügste, der euch eure von Jedermann angespuckte Wirthschaft treiben läßt, ohne von ihr und euch Notiz zu nehmen! Was plagt ihr euch doch? Was schmiert ihr? Es wird doch nichts aus eurer Pfuscherei! Statt mit der

Feder lehren zu wollen, „stylum vertatis, so könnt ihr kehren!“ Es wäre freilich besser, wenn ihr selbst mit einem recht großen Kehrbesen alle von dem Marktplatz der Literatur hinweggekehrt würdet!“

So schrie ich eine Heerde Esel an; aber es half nichts; denn der Esel ist bekanntlich eine eben so verstockte als dumme Bestie; der eine Esel, der sich noch durch gar kein sonderliches Geschrei ausgezeichnet hat, wollte sogar satyrisch werden; aber da diese Art Thiere nichts als die Sylbe „Ya“ aus der Kehle bringen kann, so mußte er schon nach einigen dieser Töne verstummen.

Doch, was hab' ich noch mit euch zu schaffen? Geht mir aus dem Wege! Ich habe es jetzt mit etwas Anderem zu thun, als mit euch!

Gottlob! Endlich sind sie mir alle aus dem Gesichte! Der Leser wird nicht wissen, wen ich mit den Eseln meine; es ist zwar sehr leicht zu errathen, doch ich will ihm die Mühe jedes Nachdenkens sparen und es ihm sagen; es ist Niemand anders als der bekannte — — — — — — — — mit seinen — — — —. Es ist zu ärgerlich, wenn Thiere dieser Art gar Schriftstellerei treiben wollen; es wirft ein nachtheiliges Licht selbst auf andere Autoren, wenn sie dergleichen Subjecte in ihrer Mitte dulden; es ist dieß fast eben so schlimm, als wenn die Herren B. — — einen an Geld, Geist, Ehre und guten Namen bankerotten — —

wie — — unter sich leiden. Doch ich darf nicht so plauderhaft sein und dem Leser alle Geheimnisse verrathen; besonders meine Gedankenstriche sind recht verwünschte Schwätzer! —

„Lieber Freund, oder mein Bester, oder Theuerster, oder auch mein Werthester, oder wie Sie nun sonst gern angeredet sein wollen — wissen Sie meine Ueberschrift nicht mehr?"

„Allerdings scheinen Sie dieselbe vergessen zu haben; sie lautete „Tadel der Kunst und Lob der Gelahrtheit!"

Das ist nicht möglich; ich wollte ja von den Gimpeln und Mistfinken und von gewissen langöhrigen langen —"

„Das dürfen Sie nicht! Sehen Sie nach! Ein Mann ein Wort!"

„Ein Mann ein Wort? — So denken nur noch Leute vom Pöbel! Wissen Sie denn nicht, daß diese Redensart seit den F. B. — — — völlig aus der Mode gekommen ist? Und daß ich die Mode liebe bis zur Raserei?"

„Nun, sonst war es genial, nicht Wort zu halten; jetzt, wo diese Genialität zu allgemein geworden ist, möchte es wohl gerade genial und originell sein, Wort zu halten. Also —"

Sie haben Recht! Ich sehe, daß ich wirklich einen Tadel der Kunst und ein Lob der Gelahrtheit" versprochen habe, und kehre mich nicht an

gewisse Beispiele, die mich verlocken wollten, wortbrüchig zu werden. Also hören Sie!"

Es ist nichts mit dem Dichten und Trachten! Ich selbst habe nun die Poesie wegen meines von allen Recensenten und besonders von Lochbeutel und seinen Knechten dargethanen völligen Ungeschickes aufgegeben.

Gestern stritt ich mich mit Jemand über die Frage, „wer höher zu stellen sei, ein großer Gelehrter, oder ein großer Künstler", und da mich hitzige Gefechte auf die Länge ennuyiren, gab ich endlich zu, daß darüber Jedem seine individuelle oder subjective Ansicht bleiben müsse.

Aber eine subjective Ansicht — oder Wahrheit, ist eigentlich so gut oder schlecht wie gar keine; denn da würde es so viele Wahrheiten geben, als es Subjecte giebt; und die Esel könnten froh sein. Sie zu einer objectiven zu erheben, muß immer unser Bestreben sein.

Also ich behaupte: ein tüchtiger Gelehrter ist ein ganz anderer Mann, als so ein Windbeutel von einem Poeten, Musiker, Maler, Schauspieler oder gar Bildhauer, der fast mit dem gleichfalls Steine bearbeitenden Maurer als homogen erscheint. Schon daß ein Gelehrter ein Gelehrter ist, gereicht ihm zur Ehre und zum Verdienste. Denn, was er kann, das ist ihm nicht im Schlafe zugefallen — eher in der Schlaflosigkeit — er

hat sich plagen müssen, um es zu erringen — Müh' und Arbeit, Begrabenheit in seiner Studirstube und Entfernung von den Belustigungen der Welt brachten ihm seine Größe zuwege. Hier ist Verdienst — sein eiserner Fleiß, seine energische, rastlose Thätigkeit heischen Verehrung und Bewunderung. Ein Künstler dagegen — welch ein Unterschied! Ihm verlieh der Himmel ohne sein Hinzuthun eine Gabe, die zwar den Haufen blendet und verblüfft, an der aber bei Lichte besehen doch wenig ist. Das vielgepriesene Genie — was ist's eigentlich damit? Es wird dem Besitzer angeboren — wer's nicht hat, der kann sich's nicht geben — es kostet keine Mühe, keinen Schweiß, kein Bücherstaub-Einfressen — es schießt auf wie ein Pilz aus der Erde — es ist fertig ohne Weiteres! — Einige behaupten zwar, daß selbst die ausgezeichnetste, seltenste Naturanlage zu einer Kunst immer noch einer ganz unsäglichen und unermeßlichen Ausbildung bedürfe, ehe sie dem Markstein der Meisterschaft sich nähere; man hört auch wohl sagen: „steckt denn nur in dem Grade des Bemühens das Große? Muß denn nun durchaus Schweiß vergossen sein? Und ist ein Meteor nicht eben darum ein Meteor, weil es nicht auf der Heerstraße des alltäglichen Schlendrians herangezogen kommt? Erregt es nicht gerade durch die Plötzlichkeit seines Daseins Bewunderung?" —

Aber das ist Alles dummes Zeug, das man zu widerlegen sich nicht die Mühe nimmt. Denn ist ein Künstler auch einmal ein wenig fleißig, nun dann treibt ihn vielleicht nur entweder der leidige innere Gott, zu dessen blindem Instrumente er wird, oder der noch leidigere knurrende Magen, dem allein wir so manche als groß gerühmte Werke verdanken. Der Gelehrte hingegen ist der rechte Mann. Den plagt kein wilder Furor des Musengottes — auch seltener — da er Amt und Brot hat — der genannte körperliche Störenfried — sondern er allein sich selbst.

Und blicken wir auf Beider Wirksamkeit, da sieht's noch schlechter um den Künstler aus. Ein Gelehrter nützt doch durch seine Kenntnisse — von ihm lernen Tausende — und lernen Gutes — denn er befördert die Moral. Die zweideutige Kunst aber, so gern sie sich in eine Busenfreundin der Sittlichkeit verkleiden möchte, bleibt doch immer eine Achselträgerin, aus welcher der Teufel klug werden mag, und die es insgeheim mit dem Bösen hält, dessen schreckende Satanslarve sie auf alle mögliche Art zusammenstutzt, schminkt und frisirt, um ihr den lockenden Reiz eines Engelsangesichtes zu geben, und durch den Anschein der Unschuld und der Liebenswürdigkeit doppelt abscheulich zu verführen.

Da giebt es ihrer, die das Schöne zu etwas

Indifferenten und von der Moral ganz Unabhängigen zu machen suchen — aber Gott, das bleibt es ja nie! Wenigstens in seiner Wirkung nie! Da soll man ein Kunstwerk rein als ein Kunstwerk betrachten lernen, und es nicht zu einer Norm des Handelns und der Nachahmung erkiesen — aber was liegt denn dem unverständigen Affenhaufen der Menschen näher, als gerade dieses zu thun? Und was entsteht daraus für Unheil! Wie manchen Andern außer sich selbst hat ein Werther noch mit erschossen, um den es herzlich Schade ist, und der am Ende heute noch lebte?

Lerne man doch nur Einsicht haben!

Gewisse sonderbare Käuze sind der höchstseltsamen Meinung, daß, wenn ein Gelehrter nütze, und nur, um zu nützen, Alles thue, was er thue, dieses gar nicht so einen besondern Werth habe. Sie sagen, daß überhaupt der bloße Nutzen ein sehr kleinlicher und engherziger Gesichtspunkt sei — daß man eine Sache betreiben müsse, rein um der Sache willen — und daß eben darum die Kunst höher stehe als die Wissenschaft, weil die letztere nicht wie erstere ihren Zweck einzig und allein in sich selbst trage. Selbst der große Kant hegt diese höchst irrige Ansicht.

Ich selbst habe mir einmal früher in einem Zustande von ungeheurer Verblendung die Aeußerung entschlüpfen lassen: „wenn wir bloß an den

Nutzen denken wollten, so könnten wir Alle Schuster und Schneider werden."

Andere meinen auch, daß der Künstler in seiner Art eben so gut nütze, als der Gelehrte; nur daß dieses bei ihm etwas Außerwesentliches und mehr Zufälliges sei — er nütze, indem sein Werk eine Lücke in Menschen ausfülle; denn ein Mensch, bei dem „die Grazien ausgeblieben," sei nur ein halber Mensch — ein Stoiker — ein Cyniker — oder gar eine Art Vieh. Der Künstler rufe in den Herzen alle zarteren, weicheren und holden Gefühle hervor, er schmelze die rauhen Seelen der unempfindlichen Barbaren um zu sanfter Menschenfreundlichkeit und sympathetischer Theilnahme — er erwecke und nähre die schönen Empfindungen der Erinnerung, der heiligen Trauer, der unendlichen Sehnsucht, der himmlischen Freundschaft und allesüberstrahlenden Liebe zu göttlich nach oben lodernden Flammen — er bilde den Menschen erst zum Menschen.

Doch das ist Alles poetischer Wust und blühender Unsinn, den wir nicht besser abfertigen können, als wenn wir ihm kein Wort der Widerlegung schenken.

Vergleichen wir endlich das sittliche Verhalten des Gelehrten mit dem des Künstlers in der Welt, so werden wir noch mehr von dem Unwerth des Letztern überzeugt. Es giebt zwar Leute, die da

sagen, daß man die Sache von der Person trennen und eine Kunst oder Wissenschaft geschieden beurtheilen müsse von dem oder dessen Aeußerlichkeiten, der sie ausübt — aber der Mensch und was er treibt — das läßt sich ja gar nicht von einander losreißen. Wie viele unmoralische, lüderliche Subjecte gab es nun von jeher unter den Künstlern! Sie tranken, sie spielten, sie hurten, sie machten Schulden, sie erschossen oder erstachen sich und begingen Tollheiten und Abscheulichkeiten, bei denen einem ordentlichen Manne die Haut schaudert.

Nun gab es zwar unter den Gelehrten, ja selbst unter den geistlichen Hirten der Heerde, auch räudige Schafe — es gab da sogar Tiniusse, denen man wohl unter Dichtern, Malern ꝛc. nichts Gleiches entgegensetzen könnte — aber das sind doch nur wenige, freilich unbegreifliche Ausnahmen von der Regel. Ein Gelehrter muß gewöhnlich ruhig auf seiner Stube sitzen, und kann so leicht kein Wasser trüben, wenn er auch wollte. Einem ehrlichen Dorfpfarrer z. B. ist es ja fast eine pure Unmöglichkeit, ein bedeutender Mörder oder Spitzbube zu werden. Der genannte Tinius steht hier als ein Wunder da! Dagegen ein Raphael, ein reisender Mozart oder Paganini, ein lebenslustiger Ardinghello-Heinse in dem Freudenlande Italien, ein Schauspieler — was haben diese Art Leute nicht für Versuchungen, in die ein Gelehrter

gar nicht gerathen kann! Genug, man muß auch billig sein, und solchen armen — wenn auch — Teufeln etwas durch die Finger sehen; nur ist es abscheulich, wenn man sich auch dadurch nicht abhalten lassen will, sie höher anzuschlagen als die Gelehrten.

Ich glaube meinen Satz so ziemlich durchgeführt zu haben. Es ist ja doch natürlich, daß Eustathius und Tzetzes, die den Homer erklärten, größer sind, als Homer, der selbst erschuf; daß ein Shakespeare, der Dramen dichtete, nichts ist gegen seine Kritiker und Ausleger, gegen einen Johnson, Steevens, Franz Horn, die seine Fehler entdeckten und ihn bei weitem übersahen.

Unerträglich ist mir's nun, bei dieser klaren Ueberzeugung doch noch immer die Künstler von Belang als unsterblich von Geschlecht zu Geschlecht fortleben zu sehen, ihre Namen so hoch preisen zu hören, und zu bemerken, daß man die armen Gelehrten weit hinter sie zurücksetzt! Was habt ihr denn nur in aller Welt an eurem Homer oder Goethe? Nein, das muß durchaus anders werden! das Haupt des Gelehrten muß die Lorbeerkrone schmücken, ihn muß allein der Ruhm umstrahlen, oder wenigstens nur ein schwächeres Heiligenscheinchen darf für den Künstler abfallen!

Das ist meine Herzensmeinung. Ich könnte noch Mehreres hinzusetzen. Doch ich habe noch zu vieles Andere abzuhandeln.

Fünftes Kopfstück.

Lob der Schriftstellerinnen.

In diesem Kopfstücke habe ich etwas zu bereuen und zu widerrufen, was ich einmal voreilig in einer Zeitschrift aussprach. Nämlich ich beklagte mich dort über die Menge der schriftstellernden Frauen, wodurch ich eine große Sünde begangen habe.

Der unklare und neblige Charakter, den die Poesieen inspirirter Damen an sich tragen, war das Erste, was ich damals rügte. Aber wie konnt' ich das? Mystik ist ja jetzt die neueste Mode; Mystik ist die Seele der Urwissenschaft, der Philosophie, und aller andern Wissenschaften; Mystik ist auch die Seele der Poesie. Damals rief ich aus: „was anders suchet zu beginnen, des Chaos wunderliche Töchter!" jetzt aber sag' ich: „fahret fort, das Instrument zu handhaben, dem schon in alter Zeit eine Sappho Ehre machte!" Die Unklarheit, die Regellosigkeit, die in's Unbestimmte hinaus verschwimmende Empfindung ist gar kein Vorwurf; nein, das ist eben das Schöne, wenn man bei einer poetischen Schöpfung recht viel durch=

einanderfühlen kann, ohne zu wissen, was man eigentlich fühlt. Ein ganz großer Dichter, den ich zu sprechen das Glück hatte — warum soll ich's nicht sagen, es war Goethe — warf mir das Paradoxon hin: „daß die Poesie, und jedes Gedicht eigentlich nichts sei.“ Man könnte daraus folgern, daß Dichten Nichtsthun sei, oder wenigstens das süße Nichtsthun; und was ziemt sich für Frauenzimmer von Rang und Bildung besser, als das holde dolce far niente?

Ich glaube jetzt sogar, wir thaten bisher unrecht daran, uns mit der Poesie zu befassen, da wir handeln und etwas Nützliches schaffen sollten, und bin der Meinung, daß eigentlich nur die Frauenzimmer zu dem Dichten berufen sind. Wir sollten wenigstens das Ding einmal versuchen und die Ordnung umkehren; wir Männer sollten waschen, stricken, nähen, kochen, spinnen, sticken 2c., wir würden darin vielleicht in demselben Grade mehr leisten, als die Frauen bisher leisteten, wie die Frauen offenbar in dem Dichten mehr von Belang hervorbringen, als wir Männer bisher hervorbrachten. Die Frauen sind ja zum Gebären der physischen Kinder bestimmt, warum also nicht auch zu dem Gebären der psychischen? Die ungemeine Fruchtbarkeit so mancher Dame unserer Zeit liefert zu meinem Satze den eclatantesten Beweis. Zwar wollen Einige finden, daß die Geisteskinder besagter

Damen etwas zarter und schwächlicher, ja mitunter ganz kranker Constitution seien, daß ihnen ein tüchtiger Knochen- und Muskelbau, so wie auch ein kecker, kühner, großer Geist abgehe; aber das sind morose Splitterrichter und Grobiane, die so etwas behaupten. Nein, die Kinder der Damen sind wunderlieblich, deliciös, engelgleich; sie sind ganz andere Subjectchen, als eines ungeschlachten Shakespeare's ungezogene, wilde Jungen.

Ich führte früher als einen weiblichen Mangel die Unkenntniß der alten Sprachen an. Aber welche fremden Sprachen haben denn die Alten selbst getrieben und gesprochen? Und sind wir denn Griechen oder Römer? O, von dieser Pedanterie sind wir um einen tüchtigen Siebenmeilenstiefel-Schritt zurückgekommen! Wir stehen jetzt bereits im — Mittelalter. Ja, deutsch brauchen sie nur zu können, und vor allen Dingen altdeutsch, so ist die Sache gemacht. Von einem alten verrosteten Homer, Pindar, Sophokles, Horaz und all den Schulfüchsen brauchen sie nicht ein Wort zu wissen! Ossian hat auch kein griechisch und lateinisch verstanden, und Shakespeare herzlich wenig!

Ich stand damals auch noch in dem verrückten Wahne, daß ein Dichter einer unermeßlichen Selbstbildung und eines energischen Studiums bedürfe, und Kenntnisse besitzen müsse beinahe aus allen Reichen der Wissenschaften, und glaubte, auch

dieses Alles, so wie das ernste Hinarbeiten auf einen Gegenstand, das völlige Versenktsein in denselben, vereinige sich nicht mit dem leichtbewegten, schwankenden und obenhinschwebenden Sinne eines Frauenzimmers. Ich dachte mir besonders philosophische und historische, und zwar gründliche Studien, als dem Dichter und Schriftsteller unerläßlich. Aber Gott! das ist ja Alles von Ueberfluß, ja fast von Uebel; denn eine solche Masse von Gelehrsamkeit pflegt gerade das Genie zu ersticken. Nein, ein Genie braucht wenig, ja beinahe gar nichts weiter zu wissen, als — daß es eines ist; es braucht nur Verse machen und Bücher schreiben zu können, und die Bewegung der Feder von der linken zur rechten Hand ist einem Frauenzimmer eben so leicht ausführbar, als einem Manne.

Ich sagte endlich, die Quelle aller Poesie, das Leben selbst, sei den Frauen nicht so zugänglich als uns; sie dürften sich nie so frei den Wellen des bewegten, brausenden, durcheinandergährenden Weltmeeres überlassen und seine Fluthen so wogenweise schlürfen, wie wir; sie wären ihrer Natur nach auf Häuslichkeit und Eingezogenheit hingewiesen, und es zieme ihnen nicht, wie uns, sogar die Schächte und Schlupfwinkel der Erde zu durchkriechen, wo oft gerade Menschen und Charaktere in ihrer Wahrheit und Nacktheit sich zeigen; wo

sie nicht scheinen, was sie nicht sind, sondern wirklich sind, was sie sind.

Aber lauter Irrthum! Häuslichkeit ist ganz aus der Mode. Die Damen durchreisen fremde Welttheile, und sie sind mehr außer dem Hause, als zu Hause. Unter Fremden sind sie ungenirter; und es ziemt ihnen überhaupt jetzt beinahe Alles. Das rief ja ihre Schriftstellerei mit hervor; und so habe es denn dabei sein Bewenden!

Ich fand endlich keine Dichterin, die so etwas geleistet hätte, wie ein Goethe, Schiller oder Shakespeare. Ich Blinder! Sah ich denn nicht die ganzen Bibliotheken von Romanen und Novellen, die sie zusammengeschrieben haben, und die in ihrer Art eben so vortrefflich sind, ja noch vortrefflicher und genußreicher, unterhaltender, interessanter, charmanter, goutabler, als das schwarze, hausbackene Brot solcher griesgrämiger, ernster, tiefsinniger, schwerfälliger Dramen, wie sie uns Obgenannte gegeben haben? Ich nannte die Dichterinnen mittelmäßige, und glaubte durch das Drucken so vielen Mittelgutes den Ruin der Literatur befördert; ich ängstlicher und zugleich unartiger Mensch! Nein, herrlich ist Alles, was Sie hervorbringen, schon a priori; kurz ich habe mich damals in meinem Milchbart-Urtheile ganz und gar vergalloppirt! Und wie verwegen! Selbst eine .....zeitung lobt stets ihre „freundlichen Frühlings-, Sommer-,

Herbst-, Winter-, Morgen- und Allezeits-Gaben" — denn Alles muß jetzt eine „Gabe" sein — bis in den Himmel; und ein erbärmlicher Scribent, wie ich, sollte seine Stimme erheben und widersprechen?

O wie reut mich meine Sünde! Wie sehr trage ich den Wunsch in mir, daß doch alle Frauen anfangen möchten zu dichten, und alle Männer zu kochen, zu nähen und zu waschen, da letztere zumal in jetziger Zeit gar nichts besseres thun können! Den Hofrath — nehm' ich aus; denn der ist auch so gut wie ein Weib.

Sechstes Kopfstück.

Lob der Frankfurter Bundesbeschlüsse.

— — — — leise — — — — und — — — — jetzt — — — Recht — — weil — frei — — — — — — — — sonach — — — — — — — — — dabei — — — — — — — — — — völlig im Einklang mit — — — — — — — — gerade zuwider laufen. — — — — omnes consentiunt — — — — bleiben, bis — — — — — Napoleon — — — — — — —

Anmerkung. Das sind keine Censurlücken, sondern vom Autor aus eigner Lust gemachte Gedankenstriche, i. e. „Knochen crepirter Gedanken."

Siebentes Kopfstück.

Inhalt: Nichts.

Achtes Kopfstück.

Tadel eines bekannten Anonymus.

Petz kommt nächstens wieder nach L. —! Er wird ein neues Assortiment von verdorbenem Pfeffer, dummgewordenem Salz, stinkendem Käse, ranzigem Salböl, vergifteten Pfeilen, Stricken zum Erhängen für seinesgleichen, einige vierspännige Fuder von Unrath und Koth, so wie auch Bonbons, Chocolatenplätzen, Bisquit und Lorbeerkränze mitbringen, um diese Dinge seinen alten Abnehmern feil zu bieten. Der gute Credit, in dem er bisher stand, läßt hoffen, daß nicht nur letztere, sondern auch — — — und vor allen Dingen † † † — — — — seine Geschäfte in den größten Flor bringen werden, zur Freude des ganzen Publicums.

Neuntes Kopfstück.

Lobgedicht auf den Fürsten von Ritorno und den Grafen von Stehhausen.

Fehlt!

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Zehntes Kopfstück.
Tadel der Wahrheit.

Meine Schrift droht aus den vorigen lebendigen und bevölkerten Gegenden in eine leere Wüste überzugehen, oder, wie der Rhein sich in Sand zu verlieren; doch sie macht es nur dem Fluß Alpheus nach, der im Peloponnes fließt, dann aber unter dem Meere fortgeht, und auf einmal in Sibirien, oder vielmehr Sicilien, wieder zum Vorschein kommt, wo er sich mit der reizenden Nymphe Arethusa vereinigt. Ich werde mich freilich hier mit keiner Nymphe vereinigen. —

In der That, meine vorigen Kopfstücke waren mehr bloße Zehnkreuzer, und nicht einmal das; denn das siebente und neunte sind keinen Dreier werth, dagegen ich das sechste hoch anschlage als ein Grab von manchen großen Gedanken.

Doch nun werde ich wieder gesprächig; wozu der höchst interessante Stoff dieses Capitels besonders beiträgt.

Fast alle Leute von Bedeutung und Verstand halten die Wahrheit für eine gefährliche Sache; ja

selbst Philosophen, denen die Aufgabe gestellt ist, sie zu finden, gehen äußerst behutsam um sie herum. So that es z. B. der unklare Hegel, der nun aus der Nacht in's Licht eingegangen ist, da er es in dieser Welt vielmehr liebte, aus dem Lichte in die Nacht einzugehen, ja Alles um sich her in die Nacht mit hineinzureißen, wobei ihn eine gewisse Art von Historikern, Dichtern, Theologen und andern Schriftstellern eifrigst unterstützte. So that es ferner ganz neuerdings der sonnenklare und sonderbare (weil er es früher nicht that) allbekannte Weltweise, Namens Blindauge, welcher vor Zeiten ein äußerst scharfes Gesicht hatte, doch dasselbe durch den Einfluß einer gewissen Luft verlor, so daß er nun gar nichts mehr, und nicht einmal die Sonne, sehen kann. Dieser sieht die Wahrheit stets in der Mitte, und sucht sich dort an sie zu halten, weil er die Bemerkung gemacht hat, daß sie dort am unschädlichsten für ihn ist.

Selbst der alte ehrliche Kant, und der begeisterte Fichte, so wie der poetische Schelling, fanden es rathsam, die Wahrheit in eine Menge von transcendentalen Ideen, Deductionen reiner Verstandesbegriffe, Ich's und Nicht-Ich's, Quantitäten, Qualitäten, Modalitäten, Wesenheiten, Absolutes und Reales, Evolutionen, Centripetal- und Centrifugalkräfte, Durchdringungen, Aufgehungen des Bedingten in dem Unbedingten, Irra-

viationen u. dgl. m., dermaßen einzuhüllen, daß nur die wenigsten Köpfe der Menschen fest genug waren, um bei dem Versuche, etwas von ihr heraus=zuholen, nicht zu zerbrechen.

Und wenn man bedenkt, wie vielen Menschen die Wahrheit schon allen nur möglichen Schaden, Verlust ihres Vermögens, ihrer Freiheit, ja sogar ihres Lebens zuwege gebracht hat, so kann man es Niemand verargen, der sich mit ihr in Acht nimmt, oder so wenig als nur möglich zu schaffen macht. Schon einem Sokrates und Seneca kostete sie das Leben; den Heiland brachte sie an's Kreuz; die Dichter Ovid und Dante wurden um ihretwillen verbannt; Schubart lebte einen lebendigen Tod im Kerker; Joseph der Zweite — — — — — Huß bestieg den Scheiter=haufen, Luther wurde verfolgt; alle nur aus dem einfachen Grunde, weil sie die Wahrheit sagten. Man kann daher nicht genug vor dieser schreckli=chen Feindin warnen, die selbst die größten und besten Männer in's Verderben stürzte.

Unsere Zeit ist durch Betrachtung dieser Bei=spiele klug geworden; nur einige wenige Schwär=mer sind noch tollkühn genug, die Wahrheit zu Markte zu bringen; doch diese werden, wie recht und billig, für verrückt gehalten. Auch ich bekam einmal einen Raptus dieser Art; doch das bekannte große Recept hat mir davon geholfen, und nur

noch selten kehren flüchtige Rückfälle wieder, die aber, wie mich die Aerzte versichern, bei Verschreibung constringirender Mittel bald völlig verschwinden werden. Ich hoffe, die nächste Radicalcur soll mich dermaßen heilen, daß ich so lustig wie Einer in der Welt ausrufe: „Was geht mich Deutschland an? Was ist das für ein Ding, ein Vaterland? Ich bin Ich, und habe es nur mit mir zu thun! Was ist Größe der Gesinnung? Die Eigenschaft eines wahnwitzigen Weisen! Was ist Begeisterung für Gemeinwohl? Ein Liebesschwindel für Undankbare! Was ist der Patriotismus? Eine Seifenblase, auf die man hinzeigt und sagt: ei, seht die schönen Farben, und die man im nächsten Augenblicke zerschlägt! Was ist Volksliebe? Ein zerbrechliches Glas, ein Spiegel, den ein Lufthauch schwärzt, eine Puppe, mit der man spielt, und die man in den Kehricht wirft, ein Gott, den man heute anbetet und morgen auslacht, ein zwischen Ehre und Spott mittenein gestelltes, verdächtiges Ding, eine schöne Raserei, ein Spielball, der vom Himmel zur Hölle herüber und hinüber fliegt!“

Schon wieder seh' ich so eine verwünschte Heerde vor mir! Es sind Ochsen. Der größte fragt mich: „warum sprichst du keine Wahrheit mehr?“ Ich erwiedere ihm: „warum, mein Bester, bist du ein Ochse?“

Zu dumme Menschen sind eigentlich ergötzlich; aber Kerle, die geradezu das Unmögliche und Unsinnige verlangen — o über ihnen müßte man verrückt werden, wenn man's nicht schon wäre!

„Lieber Ochse, wie kommt's denn, daß du keine Milch gibst?"

„Muh! Muh! Muh!"

„Nun siehst du, du kannst es nicht! Auch ich kann nicht zu allen Zeiten Alles, und da mußt du Geduld haben.

„Honig ist freilich eine süße Speise,
Die ich mir über Alles preise;"

und:

„Disteln sind des Esels Salat."

Aber frischer Honig ist zuweilen rar, in Zeiten, wo es der Disteln die Menge gibt.

So ist's auch mit der Wahrheit.

Bedenken's doch, liebes Viehchen:

„Die wenigen, die was davon erkannt,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt!"

und:

„Kein Gesang will lieblich klingen,
Wo der Wahrheit Noten stehn!"

Und endlich:

Was ist Wahrheit?

Sie sind schnell fertig, mein gehörnter Freund; Sie sagen das und das ist Wahrheit! Ihr Herr Vetter dort, der sanftere Esel, sagt: nein, das und das ist Wahrheit! Ich verstumme da, wo

selbst der Heiland vor Pilatus keine Auskunft gab, und gedenke an Lessings großes Wort.

Doch ich bin in Gefahr, aus der Rolle zu fallen; ich gebe mir daher einen Seitenschwung, und wiederhole nochmals, daß es mit der Wahrheit überhaupt nichts ist. Sie hat die bittersten Feindschaften, die heftigsten Streitigkeiten, die blutigsten Revolutionen, die verheerendsten Kriege und eine Menge von Uebeln gestiftet, die wir gar nicht aufzählen können. Dagegen hat sie selten Jemandem etwas eingebracht und genützt, und der Nutzen, das Interesse, — das sind doch eigentlich die großartigsten Gesichtspuncte, nach denen wir handeln müssen. Es ist ein gränzenloser Unsinn, sich für das allgemeine Wohl aufzuopfern; das sieht man in unserer Zeit immer mehr ein; und so ist zu hoffen, daß bei dieser Gesinnung und den zu ihrer Verbreitung getroffenen höchst zweckmäßigen Anstalten die Wahrheit immer mehr verschwinden wird, zu welchem Fortschritte der Menschencultur sich unser glückliches Zeitalter zu gratuliren alle Ursache hat.

Eilftes Kopfstück.

Lob der Lüge.

Das Lügen ist die Kunst der Poeten, so wie das Dichten die Kunst zu lügen ist. Inso-

fern macht es mir als einem Poesievergnügling eine besondere Freude, dem Lügen eine verdiente Lobrede zu halten.

Schon von Jugend auf habe ich viel und gern gelogen, und diese Fertigkeit hat sich bei beständiger Uebung mit den Jahren so sehr vermehrt, daß ich jetzt beinahe kein wahres Wort mehr rede. Nun giebt es keinen größern Spaß, als wenn ich mit Einem zusammenkomme, der auch Erfindungsgeist besitzt, und wenn Jeder von uns strebt, den Andern am Besten zum Besten zu haben. Wir erzählen uns im ernstesten Tone von der Welt, wir tischen uns tausend Neuigkeiten auf, Verlobungen, Liebesgeschichten, lustige Begebenheiten, Unglücksfälle u. s. w., an die nicht zu denken ist, wir unterhalten uns gegenseitig höchst angenehm, und trennen uns, ohne einander ein einziges Wort zu glauben. Es wäre dieß eine recht nützliche Uebung für manche geistes- und phantasiearme Poeten, wie z. B. für die Herren A. B. C. D. E. F. — die sämmtlich keine poetischen Einfälle haben.

Manchem wird meine Lust zum Lügen befremden; aber, wenn ich die Ursache derselben darlege, wird man nicht umhin können, sie zu billigen. Schon längst nämlich machte ich die Beobachtung, daß man mit dem Lügen in der Welt am Weitesten komme, da ich hingegen, wie ich schon im vorigen Kopfstücke gezeigt, die Wahrheit für ihren Freund

stets von übeln Folgen begleitet fand. Ich sah, daß diejenigen, welche die Lüge mit allen ihren Nebenspielarten, dem Heucheln, dem Schmeicheln, dem Kriechen, dem Speichellecken u. s. w. am besten handzuhaben verstanden, das meiste Glück machten; daß sie am ersten Aemter, Ehrenstellen, Geld, Güter, Orden und Auszeichnungen aller Art erhielten; und weil sich alle Menschen nach diesen Dingen sehnen, so war ich sogleich dafür entschieden, mich zum vollkommensten Lügner auszubilden. Wenn ich nur nicht neben der meiner Absicht sehr günstigen Philologie auch zugleich Theologie studirt hätte! Dadurch wurde meine schönste Anlage verdorben, und dadurch legte ich den Grund zu meiner nachherigen krankhaften, wahnsinnigen Periode, in der ich so toll war, die Wahrheit zu predigen. Hätte ich doch kein Collegium der Moral besucht, noch jemals ein Compendium derselben durchgemacht! Der Herr Professor lehrte, daß man durchaus nicht lügen solle, und war sogar mit der Nothlüge höchst zähe. Ich hatte zwar anfangs darüber so meine eignen Gedanken; indeß, wenn man etwas immer wiederholen hört, wenn es Einem immer vor den Ohren klingt: „du sollst nicht lügen!" da wird's einem am Ende bald selber so, als ob's nicht recht wäre. Ich gewöhnte mich dadurch ein bischen an die Wahrheit, ich sagte sogar sehr viel Wahres, meine Freunde betrauerten schon mein

untergegangenes Talent, sie erkannten den Vorigen in dem Jetzigen nicht wieder; mit meiner Poesie wurde es auf diese Art nichts, und mit dem Leben wollte es auch nicht fort.

Erst seit dem Tage, wo ich mich in Verzweiflung dem Teufel verschrieb, von welcher höchst interessanten Procedur ich nächstens in einem besondern Werke genauere Auskunft geben werde, erwachte wieder meine alte Neigung zur Lüge. Ich erkannte auf das Lebhafteste die Thorheit aller Moral; die Bibel, die Kirche, und Alles, was in dieses Fach einschlägt, wurde mir zuwider, und ich fand neuen Geschmack an allen Lastern. Und da der Mensch einmal seine äffische Natur nicht verläugnen kann, so verführte mich dabei noch die große Lüge unserer Zeit zu meinen kleinen Lügen, die mich amüsiren und mir zugleich vortreffliche Dienste thun.

Es haben oft sehr große Leute gelogen; so log z. B. Alexander der Große, wir meinen den König von Macedonien, als er vorgab, bloß Persien demüthigen zu wollen, und doch sein murrendes Heer von dem Ganges zu den Scythiern und zu dem Indus hinriß. Derselbe log gleichfalls sehr spaßhaft, da er, um die Mongolen zu schrecken, auf den Gebirgen Trompeten befestigen ließ, die bei dem Anhauch des Windes ertönten, und den Feind in dem Wahne erhielten, er stehe

mit seinem Heere noch in der Nähe. So logen Herodot und Swift, wenn sie von kleinen, nur einen Finger großen Leuten erzählen, von denen der Erstere nur gehört, der Zweite Unverschämtere aber sogar Tausende gesehen haben will. So sind Homers, Ariosts, Shakespeare's und Goethe's Werke ganze Gewebe von Lügen. So log Napoleon, als er die Polen durch das Versprechen, die alte Herrlichkeit ihres Reiches herzustellen, auf die Schlachtfelder schleppte. So log der Capellmeister Naumann, als er in dem Thore einer schwedischen Stadt gegen den ihn befragenden Unterofficier sagte: „Ich stehe in kursächsischen Diensten, bin der General aller kursächsischen Musikanten, und reise auf Begehren Ihres Königs nach Stockholm, um da alle königlichen Musikanten exerciren zu lehren;" der Unterofficier konnte sich nämlich keinen Begriff von einem Capellmeister machen. So log Darius Hystaspis, als er sich selbst (nach Herodot) auf einer Bildsäule „den schönsten und besten Menschen" nannte. So log der Kaiser von China, Tang-hang-Sin-Te-Hu, als er seinem Volke eine Constitution und Preßfreiheit zu geben versprach, und ihnen dann selbst die Freiheiten entzog, die sie noch besessen hatten.

Ich hoffe, diese Beispiele, die ich vertausendfältigen könnte, genügen schon, mein System vor

der Welt zu rechtfertigen. Und nachdem ich somit den Nutzen der Lüge nach Kräften bewiesen, und auch selbst fast dieses ganze Kopfstück hindurch brav gelogen habe, denke ich wohl füglich zu andern Gegenständen fortgehen zu dürfen.

Zwölftes Kopfstück.

Lob des guten Styls.

Der eigentlich gute oder classische oder gediegene, mithin von Geist, Phantasie, Gefühl und Gemüth durchdrungene Styl muß das Ziel des Bestrebens jedes Autors in Prosa sein, welcher sich bestrebt, das wahrhaft Gediegene, das in Goethe und Schiller sich zeigt, welche die besten Vorbilder sind, mit denen man auch Herder und Wieland verknüpfen kann, soll und darf, zu verwirklichen, dermaßen, daß Jeder, der das Buch lies't, durch einen mehr zu fühlenden als zu schildernden Zauber — das Meiste liegt in der Form, als deren Grundlage jedennoch der schöne Stoff da sein muß — sich nicht nur bezaubert, sondern auch gefesselt fühlt. Es kommt dann über den Leser ein Gefühl, als ob er selbst so schreiben sowohl als dichten könnte, was noch schwerer ist, und wenn er's probirt, so kann er's doch nicht! Denn es ist sehr schwierig, besonders was die

Zügelung der Phantasie betrifft; und es darf auch nichts Eckiges oder Ungeschicktes sein, und auch die Schwerfälligkeit des Ausdrucks der Gedanken und Empfindungen des Geistes und des Herzens ist ein Gegenstand der größten Schwierigkeit; denn passabel schreiben, das geht noch; aber geistreich schreiben, das ist das Unmögliche! Man muß dahero nicht nur die Ueberzeugung, sondern auch den Glauben, und sogar das Zutrauen von seiner eignen Kraft und eigenthümlichen Vermögen haben; man muß Uebung haben; man muß Kopf besitzen; man muß auch Verstand haben, und Gefühl muß man besitzen, und Phantasie muß man auch haben, und Gewandtheit muß man in der Feder besitzen, um mit dem Ausdruck nach genialen Regeln abzuwechseln und gleichsam zu spielen, und die Worte nicht zweimal oder dreimal schreiben, die man schon einmal geschrieben hat, und man muß auch Perioden bauen, und das ist wieder eine neue Schwierigkeit — dazu gehört Symmetrie, Sympathie, Synkrasie, Synthetik, Combination, Symphonie und Erfahrung! Auch Physiologie und Praxis muß man verstehen, und so ließe sich Vieles an die Hand geben, um Jemanden eines guten Styles Erlangung zu verschaffen; aber das ist auch wieder wahr, wer ihn hat, der hat ihn; und wer ihn nicht hat, dem läßt er sich nicht geben!

Dreizehntes Kopfstück.

Tadel des Theaters, nebst einem Seitenblick auf einiges Rindvieh.

Es geht Vielen so; sie haben eine, oder auch mehrere Perioden, wo sie auf das Theater erpicht sind, und, wie man sich ausdrückt, an dem sogenannten Theaterfieber leiden. Auch ich wurde einst schon als Student von dieser bösen Krankheit angesteckt, während welcher ich in allen Schauspielern höhere Wesen sah, und in Schauspielerinnen mich verliebte. Ja, ich blieb nicht einmal dabei stehen; meine Tollheit ging nachher gar so weit, daß ich mir vornahm, für das Theater zu schreiben, „Tragödien, Comödien, Historien, Pastorale's, Pastoral-Comödien, Historico-Pastorale's" und alle die Arten, die Polonius im Hamlet aufführt, ja noch mehr, als: Opern, Operetten, Singspiele, Melodramen, Vaudeville's, Possen, dramatische Gemälde, Drama's in Acten oder in den neuerdings beliebtern „Abtheilungen", humoristische Trauerspiele, satyriko-tragische Arabesken, musikalisch-declamatorisch-tragikomische Humoresken und eine Menge dergleichen Unsinn, vor welchem mir jetzt die Haare zu Berge stehen. Ich kann sagen, ich war rein toll, da ich solche Absichten hatte; das seh' ich jetzt mit einem stillen Schauder ein. Denn was lohnt ein Trauer- oder

Lustspiel dem Dichter desselben? Er sendet's an ein Theater; dort liegt's zehn oder zwanzig Jahre, wie eins von mir in Weimar bereits sechs Jahre zugebracht hat, und wird entweder gar nicht aufgeführt, oder erst dann, wenn er todt ist. Mein Stück heißt: „Alboin und Rosamunde"; nun hat Uichteritz im vorigen Jahre denselben Stoff auf die Bühne gebracht; was wird aus meiner darüber veraltenden Dichtung, als eine curiose Reliquie der weimarischen Theaterbibliothek?

Doch es ist mir ganz gleichviel, da mich die ganze Bühnenwelt jetzt gar nicht mehr interessirt. Besonders durch den Umgang mit einigen berühmten Politikern bin ich zu der Ansicht gelangt, daß das Theater eine höchst werthlose Anstalt sei. Diese Leute, die in Allem sehr liberal denken, wie ich es auch thue, können sich über nichts heftiger erboßen, als darüber, daß nur noch einiger Sinn für Theater, Musik und Künste überhaupt in den Geistern lebt; denn ihnen ist nichts mehr in tiefster Seele verhaßt als die Kunst. Man hat zwar bis auf den heutigen Tag geglaubt, daß die Kunst vermöge des in ihr waltenden schaffenden Geistes dasjenige sei, wodurch der Mensch Gott am nächsten komme; denn was giebt es Höheres, als das Vermögen, gleich dem ewigen Schöpfer Welten zu erschaffen? Doch dieß ist eine sehr einfältige Einbildung; die dichterischen Welten sind ja nur (wie

des Demokrit quasi-corpus und quasi sangnis) quasi=Welten, die bloß in der Phantasie existiren und keine Realität haben. Ich halte es mit meinen Politikern, die geradehin sagen, wer sich mit Künsten beschäftigen könne, der sei ein erbärmlicher und nichtswürdiger Kerl; denn bloß im Zeitunglesen besteht der höchste Werth und Gehalt des Lebens!

Was nützt die Anschauung einer bunten Welt, die nur in Gedanken und im Schein, die nur in der Nachahmung und Täuschung existirt! Keinen Dreier ist sie werth, vielweniger acht oder zwölf oder gar sechzehn gute Groschen! Wie ennuyirt man sich hier für sein Geld, wenn elende Stücke, wie Schillers Räuber, oder Goethe's Götz von Berlichingen, oder die Stumme von Portici, oder Don Juan dargestellt werden! Und wie angenehm enteilen die Stunden dagegen in einem düstern Museum oder stillen Conditorladen, wo Alles lies't und Niemand spricht, oder gar erst an dem runden Tische eines Kaffeehauses, wo Alles spricht und Niemand lies't, wo bei Bier und dem Dampfe narkotischer Rauchwolken die Schicksale der Völker entschieden werden!

Drum gehe man mir doch mit dem Theater! Es taugt radical gar nichts! Es unterhält nicht, es bessert nicht, es veredelt nicht; es ist ein Zeitvertreib für Narren, Kinder und Weiber, ein Possenspiel, eine Lapalie! Wie kann man meinen,

daß es die Bildung fördere? Nur Zeitungen bilden! Wie kann man sagen, daß es das Volk veredele? Das thun gleichfalls nur die Zeitungen! Wie kann man von einer schönen Menschlichkeit und Milde der Sitten reden, von weicherem Gefühl, von Gemüth, von Grazie, von Geist und dergleichen mehr, was es Alles geben soll? Diese Dinge sollen wir gar nicht haben! Unsere Sitten sollen roh und wild, unser Herz soll gefühllos, unser Charakter ungemüthlich, unser Betragen so schroff und eckig als möglich, und unser Geist in nichts als in der Politik glänzend sein!

Fort daher mit allen Theatern; sie sind schon hassenswerth, weil die Höfe sie unterstützen und so viel Geld für sie ausgeben! Das Geld kann erspart, oder lieber verfressen und vertrunken werden! Und wo sich ein neues Kunstinstitut dieser Art aufthut, da fahre man sogleich wüthend darüber her, damit es möglichst bald zu Grunde gehe! Man besuche es entweder gar nicht, oder, wenn man hineingeht, so schreibe man dann darüber die ungünstigsten Kritiken, man tadele geradezu Alles, und wenn es auch an sich noch so gut ist, man verspotte jede Bemühung der Künstler, man überschütte sie gleich zur Begrüßung, wo sie noch halbe Gäste sind, mit einem Hagel von Schmähungen, daß ihnen die Lust vergeht, und besonders gegen den Unternehmer des Ganzen schreibe man die im-

pertinentesten Satyren! Ueberhaupt bemühe man sich nach Kräften, alle Kunst und allen Sinn für dieselbe mit Stumpf und Stiel auszurotten; man pfeife und stampfe, wo eine Mozartsche oder Beethovensche Symphonie erklingt, man schneide eine Fratze, wo von einem schönen Gedichte die Rede ist, und tadele es so, daß kein guter Fetzen daran bleibt, wenn man auch selbst weder etwas gutes Poetisches noch Prosaisches schreiben kann; man leide nicht, daß Jemand nur für irgend etwas Anderes ein Interesse hege, als für Zeitungen. Denn die Politik ist Alles in Allem; nur sie ist des Menschen würdig; sie füllt jede Lücke aus, sie befriedigt jedes Bedürfniß des Menschengeistes, sie wäre selbst den Weibern und Mädchen anzuempfehlen; genug, die Kunst, und selbst die Religion, besonders aber das Christenthum, sind ganz zu verbannen, wenn aus uns etwas werden soll. Wie sollten wir die Vortrefflichkeit der Löwen und Tiger und anderer edler Bestien erreichen, wenn wir lauter zarte Empfindungen in uns nähren, wenn wir immer und ewig Menschen bleiben wollen? Also fort mit den Theatern, die jede schöne Bestialität in ihrem Keim erdrücken; macht Fechtboden und Menagerieen daraus; dann erst können wir hoffen, der edeln Thierwelt in etwas näher zu treten!

Vierzehntes Kopfstückchen.

Lob der Censur.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
und da sie sich auf diese Art selbst genug empfiehlt, habe ich wohl nicht nöthig, noch etwas zu ihrem Lobe hinzuzusetzen.

Funfzehnter Zehnkreuzer.

Lob eines kleinen Esels.

Der kleine Esel ist eigentlich ein großer Esel, und gehört unter die gehörnten, deren schon Herodot gedenkt. Er hat sich erstaunliche Mühe gegeben, bald ein Löwe, bald ein Adler, bald eine Nachtigall, bald ein Schwan, bald eine Biene zu scheinen; aber hier hieß es:

„Setz' dir Perücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer, was du bist!

er bleibt, was er ist, ein Esel! Er hat Lieder gesungen von zarter Sehnsucht und süßer Schwermuth, er hat Bücher und das Theater recensirt, er hat sich in Nachahmung der Heine'schen Poesie

versucht, er hat Werke, die gleichfalls die Manier eines berühmten Humoristen imitiren, geschrieben, er ist auf Reisen gegangen; aber er ist und bleibt doch, trotz seiner schmachtenden Poesie und gewaltigen Kritik, was er ist — ein Esel.

Der Leser fragt mich, ist der Name dieses liebenswürdigen Eselchens nicht — —?

Ich erwiedere:

„Das ist mehr, als ich weiß!"

Sechszehntes Kopfstück.

Ueber Bratwürste, platonische Liebe, Schuhbürsten, Volksfeste, Havannah-Cigarren, Lehrbücher der Logik, Glacee-Handschuhe, Drehorgeln, falsche Ideale, Stiefelwichse, historische Forschung, Gänsezucht, weibliche Schönheit, Wolkenbrüche, Communalgarden, Reisebeschreibungen, Theedansants, Stockfische, Rosenbonbons, saure Gurken, Bildung des Herzens, Teufelsdreck und gute Trauerspiele.

Daß die Mahner hübsche Leute sind, darüber ist man allgemein einverstanden. Wer empfindet nicht ein süßes Gefühl bei dem Anblick eines Schuhmachers oder Schneiders, der, in's Zimmer tretend, „ein kleines Notchen" entwickelt, welches beginnt:

4 ein Brakk zu ferdchen	4 ß	—	ℛ
1½ Etap Saitenzeig pesorgt	3 =	—	=
4 gelb Knebse	2 =	8	=
Saite, Getrehtes, Wadde und Daschn	2 =	12	=
3½ Ele Dug	16 =	—	=
1 Sammdkrachn	2 =	16	=

und so weiter fortfährt bis zu der Unterschrift 70—80 Thlr., welches er bringt, um uns aus menschenfreundlichen Gesinnungen das Geld, das wir haben oder nicht haben, und welches uns in beiden Fällen so viele Sorge macht, abzunehmen? Wie herrlich ist es, eine Schuld beseitigt zu sehen; der liebe Mann will uns dieses himmlische Gefühl verschaffen; er kommt zu uns, um uns auf diese Art zu erheitern, und bestrebt sich wohl selbst, wenn wir krank sind, sein „Notchen" als Recept an uns zu probiren. Wie wohlthätig sind also die Mahner, und welche schiefe Ansicht haben diejenigen, die sie als höchst unbequeme Leute betrachten, die sie hassen und denen sie auf alle Weise aus dem Wege gehen! Besonders machen sich die Mahner um die Arbeitsamkeit der Menschen verdient, die oft ohne einige höfliche oder unhöfliche wörtliche Rippenstöße in Trägheit und Schwelgerei versinken würden! Hast du keine Lust zu irgend einem Geschäft, und es erscheint ein Mahner, so befällt deine Seele augenblicklich eine neue Begeisterung, ein neues Feuer; die Tage, die du zu dem Genuß und zur körperlichen wie geistigen Erholung bestimmen zu müssen glaubtest, an denen du deiner Gesundheit wegen ruhen wolltest, die verarbeitest du mit einem unwiderstehlichen Aufschwung und Eifer, und fragst nicht danach, ob du darüber dir den Tod holen kannst! Du wirst auf

diese Weise großartig; ja die Noth gebiert oft das Beste und Herrlichste, was du zu Stande bringen kannst! Wie viele vortreffliche Geisteswerke hat auf Erden die Noth schon in's Daseín gelockt! Welche Fruchtbarkeit, welche Gewandtheit, welchen Schwung erlangt Jeder in seiner Kunst durch die Noth! Und wer erschafft diese in ihren Wirkungen so segensreiche Noth? Dieses Verdienst bleibt fast bloß den Mahnern, welche die Hebel alles Großen und Schönen bilden. Sie führen uns liebevoll hinab in die Silber- und Goldschächte, in die wir ohne ihre Aufmunterung seltener steigen würden, sie machen uns zu geld- und geistreichen Leuten, sie verschaffen uns Ruhm, Ehre und angenehmes Leben!

Betrachten wir sie daher als unsere besten Freunde, folgen wir stets ihrer wohlgemeinten Erinnerung, sehen wir in ihnen Engel des Himmels, mit denen uns Gott umgeben hat, die Wanderung des Lebens recht froh und glücklich zu vollbringen!

Manche suchen ihnen auszuweichen. Eins der besten Mittel, um sie bei ihrem Erscheinen total zu verblüffen, ist, sich verrückt zu stellen. Krankheit respectiren die Menschenfreunde nicht; aber Wahnsinn und Tollheit setzen sie in Furcht und Schrecken. Doch besser ist, sich ihnen zu nähern; denn wer sich ihnen nicht nähert, dem nähern sie sich.

„Aber, mein Herr Autor," ruft der Leser aus, „wo in aller Welt bleiben die nach den Ueberschriften des gegenwärtigen Kopfstücks hier abzuhandelnden Gegenstände?"

„Was gehen mich die Ueberschriften an!" erwiedere ich; „zum Teufel mit den Ueberschriften; ich weiß auch ein Ding, in dem von Preßfreiheit die Rede ist, und zwar so, daß dieselbe niemals zum Vorschein kommt!

Siebzehntes Kopfstück.

Lob des Tadels.

Ueber Raubbienen, Impotenz, Neid, Mißfliegen, Geier und Raben, Eselsgeschrei, namenlose Namen und mehrere Arten des Ausspuckens.

Ich rede gewiß einer Menge von Leuten recht aus dem Herzen heraus, wenn ich den so allgemein beliebten Tadel nach Verdienst preise, und ich denke damit besonders eine große Anzahl von professionirten Kritikern zu entzücken, deren Vergnügen es eben ist, Alles, was ihnen vorkommt, zu tadeln. Gleichwie die Raubbienen den von andern eingetragenen Honig fressen, weil sie selber keinen zuwege bringen; so fressen diese Herren Recensenten die guten Bücher anderer Autoren, weil sie selbst keine machen können. Ihr psychisches

Unvermögen ärgert sie; aber wenn sie, wie Johannes in der Offenbarung, das Büchlein verschlungen haben, so wird ihnen von Stund' an wohler; sie geberden sich, als ob sie's weit besser machen könnten, ihre Nase erhebt sich in die Luft, ihr Gesicht überstrahlt ein diabolisch-ironischer Asinismus, und sie fühlen sich nach vermeintlicher Vernichtung eines Autors stolzer als der Held Simson, nachdem er mit einem Eselskinnbacken die Philister geschlagen hatte. Und gleichwie eine Art Fliegen nach nichts lieber geht, als nach den menschlichen Excrementen, so hat auch für diese Leute keine Speise einen stärkern Reiz, als der Koth und Unrath, den sie selbst aus den besten Büchern mühsam zusammensuchen, und den sie auch da zu sehen und finden wissen, wo keiner ist, weil ihn ihre in Mist aufgegangene und an Mist gewöhnte Phantasie überall zu wittern glaubt. Auch mit noch andern Thieren könnte man sie vergleichen, z. B. mit den Schweinen, denen am wohlsten ist, wenn sie sich in dem Schmuz herumwälzen, so wie mit den Geiern und Raben, die nach dem Aase gehen, welche Thiere alle kein Wohlgefallen finden an der Schönheit der Natur und an dem Blumenduft, indem ihnen der Moder und Gestank das Liebste ist. Auch mit den Hunden, die nicht für Blumen und Wohlgerüche, sondern nur für Freund oder Feind eine Nase haben.

Doch wir sagen dieß nicht etwa, um das edle Geschlecht der Herren Kritiker herabzusetzen; ei bewahre! denn sie stammen geradezu von den Göttern, von dem Stolze und von der Dummheit ab, daher wir eine ganz besondere Verehrung gegen sie empfinden, die durch ihre Heldenthaten noch gesteigert wird. Schon Herodot erzählt, wie einst eine ganze scythische Armee durch das Geschrei eines Esels in die Flucht geschlagen worden sei. So erschreckt auch zu unsern Zeiten nicht selten die grausenvolle Stimme eines einzigen Kritikers ganze Heere von Autoren und bringt ihnen die entsetzlichsten Niederlagen bei. Denn was sich nur in einem Werke Mißlungenes, Schiefes, Dummes, Widerliches, Verdrüßliches, Fehlerhaftes, Verkehrtes, Elendes und Unsinniges entdecken läßt, das bringt der Herr Kritikus zusammen in einen großen Haufen, in dessen Schmuz er sich umherwälzt, und dabei sein erschreckliches Brüllen anhebt. Oefters schlägt er auch dazu noch mit den Füßen aus. Man trifft es häufig, daß sich alle schlechten Helden gegen die besten Genies verbinden, wodurch aber letztere gewöhnlich erst in desto höherm Glanze erscheinen. Diese Art der Herren Recensenten verdient daher unser größtes Lob, da sie gleichsam die Wolken abgeben, aus denen uns die Sonne des Genies um so prangender entgegentritt.

Auch ihr Verfahren müssen wir sehr preisen;

denn ein Theil von ihnen thut es gründlicher und gelehrter, und zeigt mit den scharfsinnigsten am liebsten bei Kleinigkeiten verweilenden Erörterungen, warum ein Werk nichts tauge; dieß lehrt uns auf kleine unbedeutende Dinge den meisten Werth zu legen, was erstaunlich nützlich ist; ein anderer Theil nimmt sich damit nicht die Mühe; er sagt mit einem dictatorischen Gewaltspruche ungefähr:

„Möchte doch Herr N. N. das Publicum künftig mit seinen unsinnigen Versen und unsinnigen Romanen verschonen!"

Und unterzeichnet sich:

„Unus pro multis."

Diese Art ist weit kürzer und wirksamer. Denn wer etwas ohne allen Beweis unsinnig zu nennen wagen darf, von dessen Größe bekommt der Leser eine desto höhere Vorstellung, zumal da ihm die Verschweigung des Namens Veranlassung und Spielraum gibt, sich mit seiner Phantasie einen ganz colossalen majestätischen Popanz zusammenzuflicken, der noch höhere Bedeutung erhält, indem er im Namen Vieler zu sprechen scheint. Die Anonymität ist überhaupt ein Zeichen besonderer Stärke; die tapfersten Ritter pflegten öfters mit geschlossenem Visir zu kämpfen; und ein Ziegenbock macht, wenn man ihm einen Sack über die Ohren zieht, die besten und possirlichsten Sprünge.

Es lebe also der Tadel, und besonders der

nnbegründete und anonyme! Man entwöhne sich immer mehr der Tollheit, ein Kunstwerk mehr genießen als kritisiren zu wollen; man throne, besonders als Recensent, auf einem Gebirge von Nova Zembla, in Eis und Schnee begraben, ohne einen Funken von Gefühl im Herzen, und so wirthschafte man darauf los; auf diese Art wird bald alle Kunst recht glücklich ausgerottet werden. Dieses Ziel scheint unserer Zeit, wo fast Jeder kritisirt, vor Augen zu schweben; denn es ist jetzt wörtlich wahr:

„Können sie nicht Alle dichten,
Wollen sie doch Alle richten.“

und die dümmsten Leute machen sich mit ihrem Scharfrichterhandwerk am wichtigsten, wie die leersten Fässer am meisten klingen.

Die Schriftsteller und Dichter sind in der That übel dran; denn sie mögen thun, was sie wollen, es ist den Herren Kritikern nicht recht. Schreibt ein Autor Prosa, so sagt der Kritikus, daß sich etwas Steiferes und Unbeholfeneres, wie auch Geistloseres, als dessen Styl, nicht wohl denken lasse; schreibt er Verse, so hebt er an:

„Der Herr N. N. wird nicht müde, die Welt mit seinen elenden und unsinnigen Reimereien zu überschwemmen; in der vierten Strophe hat er einen unreinen Reim, und in der zehnten noch einen; man sieht daraus, daß er zu allem Andern mehr

Genie hat, als zu dem Dichten, womit er sich doch ja in Zukunft nicht mehr befassen möge."

Schreibt er etwas Humoristisches, so findet der Recensent darin weder Geist, noch Laune, noch Witz, sondern nur ein werthloses Aggregat von frostigen, gemeinen, verschrobenen und abgeschmackten Späßen. Schreibt er wenig, so heißt es, er sei faul und unfruchtbar; und schreibt er viel, so heißt es wieder:

„Wenn doch der am literarischen Durchfall leidende Autor das Sprüchlein beherzigen wollte, „non multa, sed multum" u. s. w."

Schreibt der Autor tief, so nennt ihn der Kritikus dunkel und sinnlos; schreibt er populär, so nennt er ihn fade und flach; schreibt er bilderreich, so nennt er ihn schwülstig; schreibt er einfach, so nennt er ihn arm und phantasielos; und so mag es der Autor machen, wie er nur will, der Kritikus hat ihn immer, wie man sich ausdrückt, im Sacke, indem er, was nur der Autor thut, schlechthin und ohne alle Beweise durch Machtsprüche verdammt. Der Autor muß daher, wie ein Tugendhafter, sich mit seinem eignen Beifall begnügen. Er wird es nie der ganzen Welt zu Danke machen; wenn er nur seltener etwas drucken läßt, so werden die Leute sagen:

„Was treibt der Mensch eigentlich? Wovon lebt er? Auf jeden Fall macht er Schulden!"

und wenn er fruchtbar ist, so wird es heißen: „Schon wieder etwas von dem? Sein Name ist doch alle Augenblicke da! Er überschwemmt die Welt mit seinen Schreibereien! Er schreibt zu viel, als daß Alles gut sein könnte! Man sieht, er schreibt um's Brot!"

So geht das im Zirkel, und den Herren Kritikern kommt dergleichen Gerede sehr zu Statten, um ihn mit ihren erschrecklichen Stimmen vollends todt zu schreien. Da sie nun täglich eine Menge von Schriftstellern und Dichtern erlegen und uns von ihrer Ueberzahl, wie Herkules die Welt von den Ungeheuern, befreien; so können wir ihre Verdienste nicht hoch genug erheben. Und da das Mittel, mit dem sie so große Dinge ausrichten, der Tadel ist, so gilt eigentlich ihm eine Verherrlichung, von der wir hier auf seine Freunde die Anwendung zu machen für passend hielten.

Achtzehntes Kopfstück.

Tadel des Lobes.

Es heißt: „eigen Lob stinkt!" man kann aber recht gut überhaupt sagen: „Alles Lob stinkt!" Welch ein widerliches Gefühl erweckt es, Jemandes Lob zu hören oder gedruckt zu lesen, besonders, wenn man bei aller Bemühung, selbst einmal ge-

priesen zu werden, doch nie ein Lob erlangen kann! Den Herren Kritikern, welche, wie die Symbole der Gelehrsamkeit, die Eulen, im Dunkeln sitzen, und, indem sie anderer Leute Ruhm zu vernichten streben, dadurch doch selber keinen erringen; diesen Herren, die bei aller ihrer Gelahrtheit und superklugen Absprecherei doch immer bloße kleine Nichtse in der literarischen Welt bleiben; diesen muß das Lob Anderer besonders zuwider sein, was sie auch deutlich an den Tag legen, indem sie sich eifrigst plagen, es radical zu vernichten.

Das Lob taugt durchaus nichts; denn es ist schon unbillig, einen Andern über uns zu erheben; wir sind Alle gleich, und Alle Menschen, der Dummkopf wie der Weise, und der Splitterrichter wie der Dichter. Das Lob nützt dem Künstler nichts; es macht ihn nur stolz und ist also nicht einmal dazu gut, um ihn anzufeuern; der Aerger und Verdruß über den Tadel ist ein weit besserer Sporn; und übrigens erreicht man den Zweck, die Zahl der Künstler zu vermindern, weit besser, wenn man dieselben bei der Galle faßt, und sie, so bald als möglich, todt zu ärgern sucht, als wenn man sie lobt, und durch diesen Einfluß auf ihre frohe Stimmung ihre Gesundheit erhöht.

Das Lob taugt aber eben so wenig dem Empfänger als dem Austheiler desselben; denn, wem Alles gut oder vortrefflich erscheint, von dem

faßt man leicht die Meinung, daß er wenig verstehe, und daß ihm das Meiste nur deßwegen so schön vorkomme, weil er selbst nichts Gescheutes prästiren, da man bei dem Tadelnden dagegen stets denken muß, er könne es besser machen.

Da dem also ist, müssen wir uns höchlich verwundern, wie ein Mann von Verstand, wie Leibnitz, sich ganz auf die entgegengesetzte Art aussprechen konnte. Dieser sagt nämlich einmal:

„Niemand hat so wenig Censorgeist, als ich habe. Sonderbar ist's, aber mir gefällt das Meiste, was ich lese. Da ich nämlich weiß, wie verschieden die Sachen genommen werden, so fällt mir während dem Lesen meistens bei, womit man den Schriftsteller vertheidigen oder entschuldigen könnte. Sehr selten ist's, daß mir im Lesen etwas ganz mißfällt, obgleich freilich dem Einen dieß, dem Andern das mehr gefallen möchte. — Ich bin einmal so gebauet, daß ich allenthalben am liebsten aufsuche und bemerke, was lobenswerth ist, nicht was Tadel verdient."

Wer Leibnitz nicht näher kennte, müßte ihn nach dieser Aeußerung für einen sehr bornirten Geist halten; aber da man von ihm weiß, daß er etwas klüger war, als andere Leute, so nimmt man seine Neigung zum Lobe als eine Abnormität oder wunderliche Originalität an dem großen Manne mit hin; aber da dieß Andern nicht so gehen möchte,

so muß Einer, je kleiner er an Geiste ist, desto mehr sich vor dem Lobe hüten.

Nur wenn Geld damit zu verdienen ist, läßt sich nichts dagegen sagen. Kennt man den Kritiker als einen furchtbaren Tadler, so hat er in diesem Betrachte ein gutes Spiel; es werden ihm von allen Seiten heimlich Louisd'ors zufliegen, damit er nur nicht tadeln, und Doppellouisd'ors, damit er ein wenig loben möge. Letzteres kann er dann in Gottes Namen thun; denn Geld entschuldigt Alles. Je mehr er bekommt, desto kräftiger kann er in die Lobposaune stoßen, wenn er nur mit dem metallenen Instrumente Metall verdient. — Doch wir sehen, daß unsere heutigen Kritiker von selbst so handeln, wie wir es ihnen hier vorschreiben könnten, und in sofern scheint es uns unnöthig, dieses Kopfstück weiter auszuspinnen.

Neunzehntes Kopfstück.

Tadel Schillers und Lob der Liebe.

Wie Schiller und die Liebe zusammenkommen, das möchte man wohl zuvörderst fragen; doch da man das später sehen wird, so halte ich es für überflüssig, sogleich zu Anfange davon Rechenschaft zu geben.

Schon mehrmals habe ich die Leute geärgert,

und besonders den Kritikus Schwachbegriff, wenn ich an Schiller etwas aussetzte; ich will dieß hier noch viel ärger thun, indem ich den bisher für groß gehaltenen Dichter, den Alles zu loben pflegt, völlig zu nichte mache. Bürgern ziemte es nicht, für die berüchtigte bittere Kritik selbst ein Vergeltungsrecht zu üben; mir aber wird es angenehme Pflicht sein, ihn selbst an dem Todten noch zu rächen. Es existirt zwar eine Antikritik von Bürger, doch wissen wir nicht, ob sie in der neuesten Zeit mit gedruckt worden ist; bisher war sie nur Manuscript.

Schiller ist mit Unrecht so hoch berühmt. Es ist wahr, er verstand die Kunst, durch Effectmacherei und prächtigen Putz die Augen der Beurtheiler, und besonders schöner Beurtheilerinnen, zu verblenden, die noch jetzt ihn, vor allen Poeten, vorzugsweise im Munde führen, und, gewöhnlich gegen Goethe haltend, mit der Palme zu beehren pflegen. Doch das ist eine ungerechte und blinde Vorliebe, der ich den Staar stechen muß.

Ich behaupte erstlich mit einer Anzahl von etwas gestrengen Kritikern, Schiller ist nur ein philosophischer und Reflexions-Dichter, folglich eigentlich gar keiner. Denn das Räsonniren soll bei einem Poeten nicht, wie gewöhnlich, Haupt-, sondern nur Nebensache sein; es heißt:

„Bilde Künstler, rede nicht!“

Deßhalb wurde ja schon Euripides gegen Sophokles und Aeschylus herabgesetzt und „ein sophistischer Redner am Markte" genannt, weil er sich so gern in lange und breite Räsonnements zu verlieren pflegte, anstatt, wie seine großen Vorgänger, Menschen aufzustellen, die mehr handelten und weniger sprächen. (Es wird mir sehr schwer fortzufahren — ich muß einmal Luft holen — ich möchte eigentlich mein Thema ganz aufgeben — doch ich hab's nun einmal vorgenommen — darum weiter über Schillers Werthlosigkeit!)

Welch ein „fades Gewäsch" — (ich brauche denselben Ausdruck wie der Professor K — — — in Pf — —) ist z. B. die ganze Glocke von Schiller! Welch eine durch Prunk und Bombast aufgestutzte Hin- und Herrederei herrsch't in seiner Braut von Messina!

Ferner: wo schildert er Charaktere, die im Leben ihren Spiegel fänden, wie Shakespeare? Alle seine Menschen sind nur idealische Duftgebilde, über einen Leisten fabricirt. Seine Telle, seine Maxe, seine Mortimers, seine Ferdinande, seine Johannen, Amalia's, Thekla's, Luisen, Beatricen u. s. w., wie ähnlich sind sie nicht einander, und wie sehr zeigt das von des Dichters Geistesarmuth! Shakespeare und Goethe rufen eine ganze Welt von Gestalten in tausendfachen Schattirungen und Nüancen in's Leben; Schiller hat wohl ver-

schiedene Namen, aber wenig von einander verschiedene Charaktere; oder wenn er ja einmal mannigfaltig sein will, so verfällt er, wie z. B. in seinen Räubern, auf die schreiendsten Contraste und stellt Tag und Nacht hin ohne alle Zwischendämmerungen. Dann malt er nur Engel und Teufel.

So hängt er auch seinen Helden oder Heldinnen oft den nöthigen aristotelischen Klecks nicht an. Die unschuldigsten reinsten Seelen, wie eine Thekla, werden vom Rachen des Schicksals auf's Unbarmherzigste verschlungen. Daraus entsteht dann das Gräßliche, Empörende, Widrige, was Aristoteles mit dem Worte *μιαρὸν* bezeichnet.

Und welchen Wortpomp bietet er auf, um fortzureißen und den Mangel an plastischen Gehalt zu verstecken? Da muß Reim und Alles her, um nur rechten Lärm zum machen!

Heißt das dichten? Heißt das Welt, Leben und Menschen zeichnen?

Doch ich hoffe meine geneigten Leser und reizenden Leserinnen schon sattsam überzeugt und weiter nichts nöthig zu haben. Ich könnte noch viel sagen, wenn auch nur in der Absicht, zu zeigen, daß man selbst an dem größten Meister, wie an der Sonne, Flecken genug finden, und ihm, wie man dieß an Goethe mehrmals versuchte, mit leichter Mühe seine langbesessene Lorbeerkrone vom

Haupte reißen könne, was jetzt so Mode geworden ist, daß ich mich nicht enthalten konnte, auch hierin einmal der verworrenen Zeit zu huldigen. Ich nannte oben die Glocke ein „fades Gewäsch"; das muß ich denn doch wohl widerrufen; denn so eben fällt mir ein, sie ist mein — Lieblingsgedicht.

Lieblingsgedicht — Liebling — Liebe — das bringt mich auf die Liebe — ja die Liebe soll an's Bret — sie ist ja Jedermanns Lieblings-capitel — also will ich sie jetzt loben.

Pfui! Solch ein altes, abgedroschenes Thema! Mit dem tausend und aber tausend Poeten und Poetaster uns tausend- und aber tausendmal in den Schlaf geleiert! Hilft aber Alles nichts!

Und loben soll ich dich, du Leidenschaft, die du uns fast allemal nur mehr unglücklich machst als glücklich, die du uns einen Honigbecher reichst, der sich unter unsern Lippen in Gift- und Gallen-trank verwandelt, die du dich warm und sanft an unser Herz schmiegst, und wenn du es umrungen hast, mit tausend Dolchen darin wühlst und mit Schlangenzungen es durchstichst — dich loben soll ich mit deinem düstern Gefolge, der Schwermuth, der Melancholie, der vergeblichen Sehnsucht, dem weinenden Gram, der brennenden Eifersucht, dem nagenden, stillen, pressenden Grollen, dem stechen-den Zweifel, der wachen Träumerei, der mitter-nächtigen Schlaflosigkeit, dem rastlosen Brüten und

Jagen und Beben und Streben, ach, und der Verzweiflung, die so oft am Ende die anfangs so lieblich tönende Saite zersprengt? Dich soll ich loben, Grausame, Harte, Kalte, die du ein heiteres Paradies, wo wir leichten Muthes wandelten, uns zerstörst, die du unsere frohe Wirksamkeit zertrümmerst, die du uns durch den lockenden Schein eines nahen Himmels in die Hölle stürzest und eine holdlächelnde Jugend uns verpfuschest zu einem dumpfbrütenden in sich zusammenwelkenden Halbsein? Dich soll ich loben? Hab' ich dich doch schon getadelt! und bitter genug! — aber eben dafür bin ich dir nun doppeltes Lob schuldig.

Wohl manches Auge wird sich befeuchten, wenn es zurückblickt über eine vielleicht lange, einsame, kalte, öde, dornenbewachsene Lebensbahn bis zu dem weit entfernten, grünen, sonnigen, heitern Fleckchen, das von rosigem Morgenroth umflossen herüberschimmert wie ein längst entschwebter Frühling — ja dein Auge wird sich benetzen, du Guter und Weicher, dein müdes und mattes Herz wird hoch auf schlagen, wenn du denkst, wie dort dir einst das Wesen entgegentrat, das dich wunderbar rührte und in den innersten Tiefen der Seele ergriff; wenn du dich erinnerst an die süßen Augenblicke des ersten Staunens, der holden Bestürzung, des schüchternen, erröthenden Näherns, des sprachlosen, beredten Stammelns, des Blickens

und Zurückblickens, und der Rührung, und der Weichheit, und der Sehnsucht, und des überwallenden Gefühles bei dem ersten Händedrucke, und der seligen Neugeborenheit nach dem ersten Kusse — dieses innigen durch Wachen und Schlummern fortklingenden Glückes — dieses trunkenen Taumels, wo dir tausend Sterne in der Brust flimmerten und Sonnen vor den Augen spielten und du dich nach deinem Feinde sehntest, um ihm zu sagen: „Bester, ich hasse dich nicht mehr!" Und wie nun alle die Blumen deiner Erdenseligkeit aufkeimten und aufblühten, eine nach der andern, immer schöner und schöner, und wie du an dem Himmelsblau und allen heitern Gegenständen der Natur noch etwas ganz Neues und Anderes sahest als vorher — wie alle deine Gefühle wärmer, zarter, inniger und voller in deinem Busen glühend und schwellend wogten — und wie du dann an ihrem Arme dahin gingst, mit ihr in den steigenden Morgen hineinsahst und in den sinkenden Abend und heilige Herzensthränen euch entrollten — und die große Ewigkeit zu euch trat und sagte: „holdes Paar, möchte ich nie deine Trennung schauen!" und wie dann ein Eden vor euch sich aufthat, rings blühend, leuchtend, klingend, duftend, unabsehlich, gränzenlos! Ach es waren selige Tage, die Tage der vereinten Wanderung durch diese goldenen Auen — aber ach, das Eden schien nur gränzenlos — und

es war es nicht! Ihr, lebtet Augenblicke im Paradiese"! Ihr „büßtet sie nicht mit dem Tode", aber strenger — ach, mit dem ewig fortbrennenden Schmerz einer zehrenden Sehnsucht — mit einem für immer verwundeten Herzen, das alle Zeit nur langsam und nie ganz heilen kann!

Doch solltet ihr die Liebe verwünschen? Nein, wirft doch die holde Erinnerung dieses Lebensmaies einen goldenen Sonnenblick in eure vielleicht winterliche Gegenwart — könnt ihr doch denken: „schmeckten wir doch den Himmel und seine Entzücken, wenn sie auch zu schnell entflogen! Träumten wir doch einen schönen Traum, wenn auch einen kurzen"!....

Man muß das Glück nicht bloß berechnen nach der Länge seiner Dauer, sondern auch nach dem Grade der Wonne, die es gibt.

Aber mit Allen verfuhr ja auch die Liebe nicht so grausam. Viele labte sie nur mit der reinen Freude an einander und an der ganzen Welt — bei Vielen ließ sie die Flüchtigkeit der Händedrücke zusammenwurzeln zu einem ewigen Festhalten — und der versprechende Frühling erfüllte seine Hoffnung — seiner werdenden Wärme folgte die Gluth des Sommers — mit der steigenden Sonne und den heißer athmenden Tagen stieg die allmächtige Leidenschaft — und auch im Herbste kühlte sie sich zwar ab, doch nur zu einer gleich-

mäßigen, wohlthuenden seligen Wärme — sie blieb sanft, innig, wie der lächelnde heitere Septemberhimmel. Fort und fort grünte das Epheugewebe der süßesten Vereinung, die das Glück eurer Sehnsucht gönnte — und auch im Winter der Jahre unter dem erkältenden Schnee des Lebens wird es nicht ersterben.

Genug, glücklich macht uns wohl jede Liebe — die verschmähte ausgenommen — die nichts reicht als einen vollen mit keinem Tropfen Wonne untermischten Wermuthsbecher. Entfloh der Traum — nun so konnt' er's ja als ein solcher nicht anders — und wer will eine kurze, süße Täuschung verwünschen — weil sie sich nicht zu einer, wenn auch wohlschmeckend bleibenden, doch immer mehr in's Hausbackene sich verlierenden Wirklichkeit gestaltete? Wer verdammt die Poesie, weil sie nur so selten in's prosaische Leben übergeht?

Es bleibe daher ihr Lob der Liebe! Sie beseligt jede fühlende Brust — und wenn sie auch ihre Höllenqualen hat, so wiegt doch ihr Entzücken diese auf. Was sollte aus uns werden, wenn sie uns fehlte? Welch ein hölzernes, aschgraues und ganz farbloses Ding würde unser Leben, unsere Jugend sein ohne sie?

Sie ist das geistig und physisch schaffende Princip, das mit seinem warmen Hauche Blüthen und Frühlinge hervorlockt und Seligkeiten und

ewig neue Geschlechter, und große Gedanken, und holde Phantasieen, und flammende Empfindungen — was Schönes die Welt nur trägt und der Menschengeist gebiert, das entsprang aus ihren heiligen, unergründlichen Lebenstiefen. Ja, gepriesen sei daher die Liebe, die irdische so wie die — ewige!

Zwanzigstes Kopfstück.

Lob der Naturphilosophie.

Die Naturphilosophie verhält sich zu der systematischen ungefähr so wie die Homöopathie zur Allopathie, und muß also schon als neuere Mode vor dem Alten den Vorzug haben. Gleich wie Schneider immer andere und wieder andere Röcke zusammenflicken, ebenso pflicken Philosophen neue Systeme oder Nichtsysteme zusammen; denn was ist die Naturphilosophie anders, als ein Nichtsystem? — Sie ist wie freie musikalische Phantasie von Hinrichs, Steffens, Hegel, Schelling und andern Virtuosen — das poetische Product eines sibyllisch erregten Orakel- und Machtsprüche ausströmenden Geistes, der auf gut Glück in das Reich des Transscendenten hinausfliegend droben, „dem Geier gleich, auf schweren Goldwolken" bald des Sinnes, bald des Unsinnes, sich selig wiegt. Das ist kein Tadel. Denn um

den Unsinn ist es eine gar schöne Sache, zumal um den naturphilosophisch = blühenden. Heißt es doch:

„Drum seid nur brav und zeigt euch musterhaft,
Laßt Phantasie mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören!"

Und dieser Anforderung genügt die Naturphilosophie genau bis auf ihr nota bene. Sie schimpft zwar zuweilen auf die sophistische, dürre, kahle und dünne Vernunft, und auf ihren verruchten Abfall von dem Absoluten; aber sie ist doch wieder stellenweise so rational und gescheut, daß man dieß unmöglich anders als für Scherz nehmen kann. Freilich hält sie stärkere Stücke auf den ihr inwohnenden Tact und das päpstliche Infallibilitätsgefühl, so wie auf die Ahnung, von der sie „in ihren tiefsten Tiefen ergriffen" zu werden, und dann in grünlich goldnen und blitzblauen Mysterien sich zu ergießen pflegt, bei deren Betrachtung freilich einem klaren, ruhigen und etwas trocknen Philosophen, wie z. B. K..., Hören und Sehen vergehen muß. Aber auch diese Unklarheit, dieser Wortputz und Nebelduft, hinter dem nichts zu stecken scheint, ihr zum Vorwurf zu machen, sei ferne von uns! Nein, das ist gerade das Schönste an ihr, daß sie so „tief" und „unergründlich" dasteht oder daliegt, daß, wer nicht ein brunnentiefer Geist ist, eben so

wenig erkennen kann, als wer in einen Brunnen hinuntersieht! Nein, dem Dunkeln, dem Tiefen, dem Unbegreiflichen seine Ehre! Gott ist ja selbst unbegreiflich — und Gott ist ja das Höchste; folglich müssen auf jeden Fall auch die Unbegreiflichkeiten der Naturphilosophie etwas mehr zu bedeuten haben, als die Klarheiten und Flachheiten der andern Philosophen.

Sehr schön ist es, daß man bei der Naturphilosophie auch aller der mühseligen Studien überhoben ist, mit denen sich andere Philosophen den Kopf zerbrechen müssen, ehe sie nur sitz= und stimmfähig werden. Ein Naturphilosoph ist schon ein Philosoph von Natur — die Andern müssen lernen — ihm ist sein Wissen angeboren. — Die Andern sind nur gewordene Gelehrte — er ist ein urabsolutes Genie — die Andern müssen beweisen — er thut Machtsprüche — die Andern müssen fein bedächtig und regelrecht fortschreiten die Gedankenbahn, er darf hin und her irlichteliren und von Berggipfel zu Berggipfel springen — die Andern müssen überlegen, was sie schreiben — er braucht das nicht — er darf nur dem innern Gotte folgen, der ihm gewiß nichts Falsches inspirirt.

Und welche herrliche Blumen, welcher blaue Nebelduft, hinter dem halbsichtbar Paradiese durchschimmern — welche klingende Farben und farbigen Töne und dämmernde Abend= und Morgen=

röthen, und Nächte und Stern- und Mondschein-
bilder, und Nordlichter, und Sommernachtsträume,
und Sonnenblicke zwitzern so magisch und chaotisch
durch einander in der Naturphilosophie! Wie durch
und durch dichterisch ist sie und genial! Wie un-
ter den Künsten die Dichtkunst, so ist sie die
höchste unter den Wissenschaften!

Schweigt also, ihr kleinen flachen Seelen,
die ihr ein Ding tadelt, wovon ihr den Teufel
versteht! Geht selber zum Teufel mit eurem er-
bärmlichen Rationalismus, der in der heiligen
Dämmerung der Mysterien umhertappt wie ein
Blinder in der Bildergallerie! Siege, du einzige
Wissenschaft, unter dem Commando eines Stef-
fens, Hinrichs, Heinroth und anderer tüch-
tiger Generale, über die sich überlebt habenden
schon oft geschlagenen Armeen eines Kant und
Fichte, damit sich über den Weisheitstrümmern
das neue von Rosenschimmer umzitterte, und von
blauem Dunst umwogte Luftschloß der so hohen
als tiefen Philosophie prangend erhebe!

Und wenn dann von dort überallhin die
Strahlen der Dunkelheit ausströmen, und die
Centralsonne philosophischer Nacht den Erdkreis
verfinstert, wenn die tollgewordene Vernunft als
Sclavin in den sieben Thürmen liegt, und For-
schungsgeist, Klarheit, Zweifelsucht, Verstand und
all das rebellische Gelichter auf den Galeeren ihre

Sünden bereuen — dann — dann — ja dann wird sich erst „die Bestialität gar herrlich offenbaren!"

Ein und zwanzigstes Kopfstück.

Lob der Aristokraten.

Es ist schändlich, daß man in der neuesten Zeit den Aristokraten so viel Uebles nachgesagt hat. und da Schreiber dieses ein sehr heftiges, über jedes Jemand zugefügte Unrecht sich empörendes Temperament besitzt, so fühlt er den lebhaftesten Drang, sich hier einmal der armen, oder vielmehr reichen Aristokraten anzunehmen. Daß sie in der Welt den meisten Einfluß haben und an vielen Orten, ja fast überall herrschen, sollte gar Niemand befremden; denn darauf deutet schon das Wort hin; es soll so sein; ἄριστοι, d. h. die Besten sollen κρατεῖν, d. h. herrschen, wahrscheinlich weil sie am besten herrschen. Wer sind nun die Besten? — Die besten Menschen? — Ei bewahre der Himmel! — Es sind keine Andern, als diejenigen, welche das meiste Geld haben. Die tugendhaftesten Menschen — was macht man aus ihnen? Kein Teufel nimmt eine Notiz von ihnen; aber die reichsten? O auf ihnen ruhen Aller Augen,

und nach ihnen greift allemal das Volk, wenn es einen Mann für sich stellen soll. Das Volk will es also selbst so haben, daß sie herrschen, es will nicht leiden, daß der erste beste, wenn auch tugendhafte und gescheute Lump ihm in einer Sache an die Spitze trete; nicht die Armuth, sondern der Reichthum soll sein Führer sein. Und doch lästert es nachher auf die Aristokraten und ihre Gewalt, da es sich vielmehr freuen sollte, wenn sich nur Leute finden, die sich dazu verstehen, das lästige und schwierige Regiment zu übernehmen. O man erkennt die herrlichen Dienste wenig, die der Menschheit von den Aristokraten erzeigt werden!

Schon darum muß man die Aristokraten hoch preisen, weil sie verhüten, daß die Menschen in Trägheit verfallen, indem sie beständig dafür sorgen, daß das Volk im Schweiße seines Angesichts arbeite. Sie geben ihm die Gelegenheit zu arbeiten, und ziehen den Hauptgewinn dieser Arbeit, damit der Arbeiter nie übermüthig werden könne. Sie haben den Ertrag der Fabriken, Pfründen, Privilegien, Lehnen und Güter, und die andern Leute nicht einmal die Zeit zuzusehen, wie sie ihr Geld verzehren. So muß es sein! Das Zusehen taugt ja überhaupt nichts.

Talente sind Söhne des Hungers! Wer heißt sie Talente sein? Wären sie lieber Söhne altadeliger Familien geworden, so hätten sie gescheuter

daran gethan! Uebrigens denken ja die Aristokraten in unsern Zeiten so edel, daß sie jedes Talent, das einigermaßen vor ihnen im Staube kriecht, mit ihrer lächelnden Gewogenheit beglücken, die Millionen überwiegt, und wenn es bei dieser lächelnden Gewogenheit verhungert, so kann es doch in den Momenten des Todes noch denken: der Minister — hat dir gelächelt!" Es ist freilich ein elendes Gefühl, sich sein ganzes Leben hindurch abzumartern, ohne es zu etwas bringen zu können, und dabei zu sehen, wie Menschen ohne allen Werth herrlich und in Freuden leben; es ist verzweiflungsvoll, mit den blutigsten Sorgen zu ringen, auf einer tragischen Dornenbahn nach dem Edelsten fortzustreben, und dabei ringsum Leute zu erblicken, die an nichts Hohes denken, und die vielleicht von einer Erbärmlichkeit zur andern forttaumeln, und sich dabei wohlbefinden. Doch das hat der Himmel so geordnet, und deßhalb ist es vortrefflich; deßhalb soll man auch nichts daran zu ändern suchen, denn die Welt, wie sie ist, ist die beste, und die sind verrückte Menschen, welche sich einfallen lassen, etwas an ihr verbessern zu wollen. Solcher Verrückten giebt es besonders heut zu Tage sehr viele, und man erkennt sie leichtlich an den Ausdrücken „Fortschreiten der Menschheit, Wahrheit, Licht, Ideal, Menschenrecht, Patriotismus, Freiheit, Gleichheit, Preßfreiheit, Verantwortlichkeit der Minister,

Aufhebung der stehenden Heere," und was dergleichen unsinnigen Zeugs weiter ist. Diese aus Bedlam Entsprungenen sind es eigentlich, welche die vielen Schmähreden auf die wackern Aristokraten haben ausgehen lassen; aber da sie bloß auf dieselben schimpfen, weil sie selbst kein Geld haben, wie dieß viele scharfsinnige Vertheidiger der Aristokraten bereits zeigten, so wird dieses Lästern nur doppelt verächtlich.

Denn ein Mensch, der kein Geld hat, hat auch keine Achtung und keine Stimme, besonders weil er die Wahrheit redet, deren große Schädlichkeit wir bereits in einem andern Abschnitte gezeigt haben. Es ist ein Glück, daß den Lügnern am meisten in der Welt geglaubt wird; dadurch allein bestehen Kirche und Staat in ihrer alten Verfassung. Jene Tollköpfe haben vorgeschlagen, den Aristokraten einen großen Theil ihrer alten Rechte, die ihnen doch, wie Jeder weiß, angeboren sind, zu entreißen, ja sie möchten sogar den Adel ganz vertilgen, indem sie zu behaupten wagen, daß alle Menschen gleich geboren wären. Welch ein crasser Irrthum! Hat denn nicht z. B. ein Graf ein ganz anderes Blut, ganz andere Nerven, eine ganz andere Physiognomie, und einen ganz andern Körper, als ein Bürger oder gar ein Bauer! Nur Blinde können einen Unterschied nicht sehen, der so deutlich in die Augen springt! Es gibt

z. B. nichts Schöneres als so ein echt altadeliges in die Luft hinausragendes, stolzes, vornehmes, zu Verachtung verzerrtes, über die canaille hinwegsehendes Gesicht, und jene damit harmonirende charakterische gedehnte Sprache, deren affectirter Accent und Ton sich nicht beschreiben läßt. Wo soll da eine Gleichheit mit andern Menschen herkommen! Und wenn man nun die Aristokraten vernichten wollte, wo sollten die Höflinge hergenommen werden; und wenn es keine Höflinge mehr gäbe, müßte nicht die Welt untergehen? Denn wenn das Haupt leidet, so ist auch der Körper krank; und wenn sich der Regent schlecht befindet, so geht auch das Land zu Grunde. Der Regent würde sich aber elend befinden, wenn er die Höflinge entbehren müßte. Denn wer sollte ihm allerunterthänigsten guten Morgen und allerunterthänigste gute Nacht wünschen, wer sollte ihm die Hand küssen, wer sollte von seinen großen Thaten reden, wer sollte seine Säle mit Staat und Glanz erfüllen, wenn ihm die Höflinge fehlten? Wer sollte ihm schmeicheln, wer sollte ihn den vortrefflichsten Monarchen seiner Zeit und den Beglücker des Volks nennen, wer sollte seinen unschlüssigen Geist leiten, wer sollte die Mauer bilden, die ihn von der Hefe des Volks trennte, wenn die Leute wegfielen, die hierzu und oft zu nichts weiter das Talent besitzen? — Man denke

doch an den Bienenstock, der neben den Arbeitsbienen auch Drohnen hat, die sich mit der Königin belustigen, den Honig verzehren und ein unthätiges Leben führen! Diese Drohnen sind ganz unsere Aristokraten, die wir eben so ruhig dulden sollen, wie die Arbeitsbienen die Drohnen dulden. Freilich machen die Arbeitsbienen endlich die Drohnen todt; aber wir sind Menschen und wollen nicht so grausam denken; wir wollen die Aristokraten stets achten, ehren, lieben, und ganz nach ihren Geldeswerth anschlagen.

Was ein Mensch, der Geld hat, werth ist, das kann Niemand inniger fühlen, als ich, der ich dieses Werkchen bei großem Mangel an Geld angefangen, fortgesetzt und vollendet habe — doch nein, vollendet habe noch nicht — ich muß sagen — nun bald vollendet haben werde. Um diesem schönen Ziele näher zu treten, will ich jetzt mein noch sehr mangelhaftes Lob der Aristokraten schließen, und mich zu den Liberalen wenden.

Zwei und zwanzigstes Kopfstück.

Tadel der Liberalen.

Da ich die unsinnige Partei der Liberalen ganz entsetzlich hasse und verachte, so wird mir nichts leichter sein, als ihnen hier den Text einmal

tüchtig zu lesen. Wie kann man liberal sein? Was heißt liberal? „Der Freiheit geneigt,“ „von edler Gesinnung.“ O der Tollheit! Der Freiheit geneigt! Wer wird der Freiheit geneigt sein? Die Freiheit ist ja ein entsetzliches Ungeheuer, an dem nur Löwen und Tiger Geschmack finden können! Und edle Gesinnungen? Welche sind diese, und was sollen sie? Was nützen sie? Reinweg gar nichts! Sie richten den, der sie hegt, nur zu Grunde, sie sind ein Aushängeschild, hinter dem eigentlich nur Egoismus und Lust an roher Anarchie steckt! Eine Begeisterung für Ideale gibt es gar nicht; das ist nur eine schönklingende, aber sehr unvernünftige Redensart, welche eine Masse von dummen Phrasen hervorruft, die nur dazu dienen können, die ganze Welt verrückt zu machen! Es gibt kein Fortschreiten der Menschheit; sie ist ganz wie ein Sumpf und bleibt immer stehen; es gibt auch keine Menschenrechte, sondern nur der hat das Recht, der die Gewalt besitzt; es giebt kein Volksthum, und in Deutschland nun einmal vollends gar nicht, denn so viel man davon gefabelt hat, so bleibt es doch immer bei der alten Zerrissenheit von außen und innen, und das ist auch recht gut, weil Einigkeit und Einmüthigkeit gewöhnlich die abscheulichsten Verschwörungen veranlassen, wie wir dieß an den Polen gesehen haben! Der Uebermuth und Frevel dieser letztern Rebellen

ist nun durch den tapfern Kaiser Nikolaus gezüchtigt, und der Menschenfreund sieht mit wahrer Freude, wie die russische Milde gegen die schändlichen Empörer sogar so weit geht, daß sie die Kinder derselben zu erziehen und zu verpflegen übernommen hat. Doch dieß nur en passant. Auch die Verantwortlichkeit der Minister taugt nichts. Denn Minister sind Leute von so hohem und untrüglichem Verstande, daß sie niemals irren, und Menschen von so edelm Charakter, daß sie nur das Gute anordnen können. Aufhebung der stehenden Heere ist ein ganz absurder Einfall; denn womit sollten die Regenten Revolutionen ersticken, wenn sie keine stehenden Heere mehr hätten? Handelsfreiheit und Preßfreiheit sind Phantome und verdienen gar keiner Worte. Reform und Revolution, — wer hat dieß Geschwätz, das schon langweilig ist, weil es sich ewig widerholt, nicht längst zum Ueberdruß?

Ich für meine Person halte es mit den guten, alten ehrlichen Aristokraten und mit dem ganz unbeschränkten Absolutismus, wie auch mit der Nacht und mit der Dämmerung, mit dem göttlichen Eulengesang und lieblichem Unkengeheul. Mir gefällt die Lüge, die Verstellung, das Schmeicheln und Heucheln, das Schmiegen und Biegen, das ängstliche Wesen, das sich vor jedem Blättchen Papier fürchtet, und jede Verordnung, die das

Volk zum Knechte zu machen strebt. Ich bin ein ganz ungefährliches Subject; ich werde nicht schreien, sondern alle Einrichtungen um so mehr billigen, je despotischer und drückender sie sind. Denn das Volk ist nur dazu da, um gedrückt und tyrannisirt zu werden. Welker und Rotteck kann ich gar nicht leiden; alle Constitutionen sind mir herzlich zuwider, und der unsinnigen Partei der Liberalen bin ich eben so feindlich gesinnt, als es der Professor K... ist.

Der Ortlepp, der die unvernünftigen Freiheits- und Polenlieder gedichtet hat, ist ein ganz anderer Ortlepp, mit dem ich nichts zu schaffen haben mag. Dieser Mensch ist schon von dem edeln Buchhändler Herrn Weichmann und dessen genialen Scribenten, Dr. Sauerapfel und Kleinert, gehörig abgefertigt worden. Das scharfsinnige Kleeblatt hat sich alle Mühe gegeben, um besonders durch Auffindung einiger unreinen Reime, die jenem Herrn Ortlepp Bagatell sind, zu zeigen, wie wenig dessen poetische Productionen taugen, wie er überhaupt kein so großes Talent besitze, als die Welt vermeine, ja wie er eigentlich, so zu sagen, fertig und an seinem Ziele sei. Diesem Ortlepp geht es gewöhnlich in der berühmten geographischen Zeitung, dem ausgezeichnetsten Journale unserer Zeit, sehr schlecht; aber das kann mir ganz einerlei sein, denn ich

habe mit dem mir verhaßten Poeten nichts gemein, als den Namen. In allem Andern sind wir verschieden. Er sagt gern die Wahrheit, ich lüge gern; er ist bloß Poet, ich bin alles Mögliche; er will Preßfreiheit, ich will Censur — er — doch der Spaß muß ein Ende haben; ich will's nur gestehen, — — — — — — — —.

E x t r a b l a t t.

Das ewige Loben und Tadeln wird man überdrüssig, daher ich hier zu meiner Erholung und zu des Lesers besonderer Belustigung, nach Art Jean Pauls, einmal ein Extrablatt einschalte, worin ich mich über sehr viele Gegenstände auszusprechen gedenke. Vor allen Dingen will ich eine Ueberschrift hersetzen:

„Ueber Meteorsteine, Revolutionen, Stallfütterung, dramatische Kunst, Stiefelwichse, Mnemonik, Zubereitung der Schnupftabake, Pensionen, Generalbaß, Schweinezucht, Adagio's, Busennadeln, Congestionen, Processe, Schnellläufer, Nachdruck, Räuberbanden, Romantik, Irrenanstalten, historische Romane, Walter-Scott-Hüte, Poeten-Uebervölkerung, Leierkasten, Fabrikbücher und Zweigroschen-Kattune, Journale, Zuckerwasser, Briefwechsel, Wechselbriefe, Wüsten, Lord Byron, Waschlappen, Naturphilosophie und Schwefelhölzchen."

Ich kann auch ein Motto nehmen:

Motto: „Non multum, sed multa."

Ich werde nun gleich mit der Abhandlung

dieser stoffreichen Gegenstände anfangen, und über Alles möglichst erschöpfend zu sein mich bestreben. Schon eine Abhandlung über einen einzigen Gegenstand hat ihre großen Schwierigkeiten und erfordert einen weiten Spielraum. So ließe sich leicht bloß über die Meteorsteine ein sehr vortreffliches ganzes Werk schreiben, welches auch mein Freund, der Mann im Monde, bereits unter der Feder hat, weshalb ich nur kurz sage: Ueber

Meteorsteine das Nöthige zu bemerken, habe ich weder Muße, noch Lust, noch Kenntnisse, daher ich dieß sehr gern den Physikern überlasse.

Revolutionen. Ob sie tellurisch oder epidemisch sind, möchte wohl noch einer nähern Untersuchung bedürfen. Das Wort bedeutet „Umwälzungen." Die meisten Revolutionen gibt es in China, wo auch die Radicalreformer die größte Epoche machen.

Stallfütterung. Ueber sie möcht' ich eigentlich erst einmal mit einigen in Aemtern stehenden Belletristen sprechen. Der freie Pegasus will nichts von ihr wissen.

Dramatische Kunst. Ein Vexir-Artikel, der sich in unsern Zeiten nicht mehr auf's Reine bringen lassen will, weil — weil — es an einem jungen Goethe fehlt.

Stiefelwichse. Ueber sie läßt sich bei Gott nichts Gescheutes sagen.

Mnemonik. Simonides erfand sie. Ich versichere hier, daß ich aller meiner auswärtigen Freunde täglich mit den wärmsten Empfindungen gedenke, daß ich aber ihnen zu schreiben weder viele Lust noch Zeit habe.

Zubereitung der Schnupftabake. Ueber dieselbe wird von mir nächstens ein Werk in 20 Bänden mit schönen Vignetten erscheinen. Das Buch ist sehr poetisch; auch sind darin viele gründliche Abhandlungen über Nasen.

Pensionen. Werden jetzt den Dichtern viele gegeben von den Fürsten.

Generalbaß will ich einzeln nehmen. Ein General ist bei der Armee dasselbe, was ein Baß im Orchester.

Schweinezucht ist in Deutschland so zu Hause, daß man nicht hoffen darf, sie durch Worte zu verbessern.

Adagio's. Bei ihnen schweigt man am liebsten; warum also nicht auch von ihnen?

Busennadeln. Die Form von dieser ist eine der allereinfachsten.



Soll das Herz stechen, oder zerstochen werden?

Congestionen. Irving sagt: „es ist eine Strafe für einen genialen Mann, nach der Mahlzeit zu arbeiten.“ Davon bekommt man sie häufig.

Processe sind leider keine

Schnellläufer, so wie

Nachdrucker keine

Räuber, denn sonst würden sie ja gehangen. Die übertriebene

Romantik wird die Errichtung mehrerer

Irrenanstalten nöthig machen, und die

Historischen Romane werden sich zwar etwas länger in der Mode halten als die

Walter-Scott-Hüte, indeß werden sie bald sterben, wenn nur erst der große — — — aufgetreten sein wird.

Poeten-Uebervölkerung. Ein heilloser Artikel.

„Was an Emils Gedichten mir das Beste scheint?
Ihr — Ende, Freund!“

Leierkasten schlechter Poeten werden dutzendweise, zu Tausenden spottwohlfeil, verkauft auf dem Leihhause zu Leierstädt.

Fabrik-Bücher liefern unzählige Bücherfabriken, so wie Fabrik-Kattune à 2 Gr. unzählige Kattunfabriken. Das Fabrikwesen ist also in Flor.

Journale schmecken wie

Zuckerwasser. Und

Briefwechsel würde ich mehr führen, wenn ich reicher wäre an

Wechselbriefen, die vor allen Briefen den Vorzug haben.

Wüsten finden sich sehr viele in der S—zeitung.

Lord Byron dagegen hat Paradiese in allen seinen Höllen.

Waschlappen würden besser neben einem andern Artikel weiter oben einen Platz gefunden haben.

Naturphilosophie:

„Ich lobe mir vor Kant und Fichte
Doch die Naturphilosophie,
Sie mischet Wahrheit und Gedichte,
Man lernt, man weiß nicht was, noch wie."

Schwefelhölzchen stehen recht klein und ärmlich zuletzt. Wenn ich ein Kritikus wäre, so würde ich aber gerade deßhalb auf sie das meiste Gewicht legen und einige Seiten voll über sie zusammenschreiben; indeß da mir der Sinn für das Allzukleine abgeht, will ich hiermit den gelehrten D. Sauerapfel ermuntert haben, uns doch bald einmal etwas recht Gründliches über sie zu sagen.

Da ich nun all die benannten Gegenstände so genügend erörtert habe, als dieß in der Eile geschehen konnte, so rücke ich zur Abwechselung ein in poetischer Prosa abgefaßtes Fragment ein, welches ich in einer Bibliothek zu entdecken so

glücklich war. Es athmet ganz den Geist des Pindar, und die Philologen dürften es wohl der Mühe werth halten, ihm einiges Nachdenken zu widmen. Besonders wichtig sind einige Aufschlüsse, die es über die indische Philosophie giebt, so wie sich auch über fehlerhafte Interpunctionen einige hochpoetische Aufwallungen darin eingestreut finden. Es ist folgendes:

„Honigstimmige Pierinnen, die ihr das mäßige Vergnügen habt, auf dem himmelgipflichen, schneebedeckten Berge Parnaß in Böotien (dem Lande der Dummheit) selige Tage dahinzuschleppen, stehet doch dem armen — — — — bei, damit es dem kühnstrebenden, kalkwangigen, glotz- und katzenäugigen, eisherzigen, frosch- und krähartigen Sänger gelinge, der staunenden Welt ein liebliches, citherbeherrschendes Lied vorzuheulen. — — — —

Nonnulla desunt.

Dem schnellgeflügelten Hauche Zephyrs gleich stürmte der purpurfüßige Held in das tiefbusige Thal hinab; ihm öffneten sich dort des Gesanges, für ihn gewöhnlich mit starken Riegeln versehene, Thore, und lockenumblühende Kränze schwebten sanft über seiner weitvorspringenden Nase. Da lachte der goldenwangige Mond, das Auge der Nacht, ihm entgegen; der König der Lyra, der Gesang, pries in weitschallenden Hymnen die Blüthen der Thaten, die von ihm gepflückten auf dem Berge

des Ruhms; ein kranzgeschmückter Volkszug schrie aus vollen Kehlen zu seiner Lobpreisung, wandelnd nach einem schönbaumigen Haine, den der hochfliegende Sturm, gleich einem Dithyrambendichter, durchbrauste — — — — — Sauerapfel zitterte — — Feuerquellen sprangen aus der Erde — Furien warfen die Krallen in sein Herz — Felsen drohten sein Haupt zu zerschmettern — die Hölle that sich auf, und der Olymp stand in Flammen — der arme Sauerapfel, total fremd in dieser Region, wußte fast nichts mehr von sich — pistolenumgürtete Ungeheuer drohten plötzlich Mord — die weißarmigen Mädchen wichen scheu zurück; die sturmfüßigen Unthiere flogen nach; der Wein, der feurige Sohn der Traube, erhöhte die liebevolle Raserei; die eisenherzigen, stahlsinnigen Ungethüme durchbrachen wild die waldige Mauer der Blätter, und durchbohrt von ihren mordlustigen Dolchen sanken die schönen Verfolgten nieder. Er, der purpurfüßige Held, von des Schreckens Riesenpfeil durchdrungen" — — — — — — — —

Caetera desunt.

Das Fragment scheint eine satyrische Hymne auf den berühmten D. Sauerapfel sein zu sollen; er geräth unter die Musen und in das Land der Dichtkunst, und ihm wird dort so fürchterlich zu Muthe vor den tausend neuen Erscheinungen, daß er beinahe um's Leben kommt vor bloßem Schreck.

Doch können wir das Publicum versichern, daß der große Mann noch lebt. Wir haben ihn erst neulich im Theater gesehen, in das er sich durch die fürchterlichsten Drohungen seiner kritischen Allmacht den Eintritt zu eröffnen wußte. Doch da wir jetzt einmal auf ihn zu sprechen gekommen sind, so wollen wir ihm doch lieber gleich einen ganzen Abschnitt widmen. Doch vorher erst noch ein

Extrablatt zum Extrablatt.

Lob des geographischen Journals, „Unser Planet“ betitelt.

Wir haben zwar dieses vortrefflichen Journals schon öfters vorübergehend gedacht; doch würde es ein großer Fehler von uns sein, wenn wir ihm nicht einen besondern Abschnitt widmen wollten. Unser Lob ist zwar nicht fähig, seinen allesüberstrahlenden Glanz noch zu erhöhen; indeß können wir dem Drange, unser Gefühl auszusprechen, nicht widerstehen.

Das Journal „Unser Planet“ betitelt, steht an Werth unmittelbar neben der „Abendzeitung“ des berühmten Hell, und wenn man entscheiden soll, welche von diesen leuchtenden Dioskuren der Zeitschriften die beste sei, so geräth man in nicht geringe Verlegenheit. Schon der

Titel der weltbekannten „Geographie" ist so gut gewählt, daß man den Tact ihres Begründers bewundern muß; besonders schön ist dabei das Pronomen „Unser," dessen sich kein anderes belletristisches Journal zu erfreuen hat. „Unser Planet!" Wie hübsch klingt das! Denn wie herrlich ist der Name Planet überhaupt! Man muß nur auf den Grund gehen! Planet, πλανήτης, von πλανάω, heißt ein Irrender, ein Irregehender, ein Irrthümern Unterworfener; wer sich also Planetes nennt, an dem muß man schon die große Bescheidenheit rühmen, mit welcher er sogleich auf seine Möglichkeit, zu irren, hinweiset. Das Verbum πλανᾷν im Activum bedeutet „irre führen, verführen, betrügen"; ob das Substantiv πλανήτης auch activ vorkommt, so daß es einen „Irrführer, einen Betrüger" bezeichnete, wissen wir uns in diesem Augenblicke nicht so genau zu entsinnen. Wohl aber bedeutet es den von einem „Irregehenden, Umherirrenden" nicht weit entfernten „Landstreicher, Bettler, wie auch Gaukler"; ist also ein an Begriffen reiches Wort, und auch deßhalb zu dem Titel einer Zeitschrift sehr charakteristisch. Betteln müssen wir Alle; selbst die Planeten betteln ihr Licht von der Sonne, und dieser Nothwendigkeit ist auch Unser bettelhafter Planet unterworfen. Er hat auch bei mir oft gebettelt; aber ich gebe ihm nichts mehr, und da wird er, wie die Bettler

pflegen, grob. Er ergießt sich in Schimpfreden, wie es seiner hohen Genialität ganz würdig ist. Er hat auch bei „Leopold Schefer“ gebettelt; doch dieser scheint ihm gleichfalls nichts mehr geben zu wollen, wie alle die Schriftsteller niederer Gattung, denen eine solche Verbindung zu ehrenvoll ist. Er hat auch bei Herloßsohn gebettelt, aber dieser wandelt als eigner, selbstständiger, lichtvoller Weltkörper hoch über dem Bettel-Planeten dahin. Doch noch gibt es etliche so edle Seelen als große Genies, nämlich noch lebt ein Mignon und ein — — — —, welche Beide Mannes genug sind, den Bettel-Planeten zu einer Höhe und zu einem Glanze zu erheben, vor dem sich alle Gestirne des literarischen Himmels verstecken müssen! Noch lebt der Napoleon unter den Buchhändlern, der selbst schreibt und sogar dichtet, Herr ***, der durch den Bettel-Planeten, wie auch durch die unvergleichliche — —zeitung, jährlich unermeßliche Summen erwirbt, und diese Blätter daher als eine Goldgrube betrachten kann, die einen Bettler zu einem Crösus umgestalten müßte. Und so preisen wir denn nochmals den herrlichen Bettel-Planeten, dieses einzige Muster im Schimpfen, Verdunkeln und gediegenem Recensiren, nach seinem Verdienst, und wünschen nie die schreckliche Zeit zu erleben, wo es von ihm etwa heißen möchte: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern!“

Dreiundzwanzigstes Kopfstück.

Lob des D. Sauerapfels, Ritter von der traurigen Gestalt.

Wer kennt nicht den D. Sauerapfel? Dieser große Mann, der als Kritiker jetzt anfängt, einen Lessing zu verdunkeln, hat gleichwohl seine Feinde, gegen die ich ihn hier in Schutz nehmen will. Selbst zu seiner Vertheidigung aufzutreten, hält man nicht allemal für passend; da ist es gut, wenn sich eine edle, sympathisirende Seele findet, um die Rettung des Angegriffenen zu unternehmen.

Viele halten den D. Sauerapfel für einen obscuren, kleinlichen und neidischen Menschen, der nur darauf ausgehe, den Namen Anderer zu schmälern, weil er es selbst zu nichts bringen könne. Aber hat er nicht unzählige ganz göttliche Kritiken von Büchern geliefert in dem allbekannten geographischen Journale? Hat er nicht eine Menge von Schriftstellern erlegt, und dadurch sein Heldenthum bewiesen? Hat er nicht Theaterrecensionen geschrieben, vor denen sich Lessings Dramaturgie verstecken muß? Hat nicht sein Name soger schon oft in der beliebten Abendzeitung des großen Theodor Hell geprangt? Und ist dieß Alles nichts?

O man habe doch Einsehen, und verkenne ein Talent nicht, das sich so riesenhaft erhebt! Mag der D. Sauerapfel neidisch sein; das sind

ja alle Kritiker, und das frißt ja nur an ihrem eignen Leben; mag er sich ärgern, daß er keine Verse machen kann; es heißt ja: Non omnia possumus omnes! Dafür kann er Theaterkritiken in den Planeten und Berichte in die Abendzeitung schreiben, die etwas sagen wollen, und diese beiden Journale sind ja doch nach dem Urtheil Aller das Vortrefflichste, was unsere Literatur aufzuweisen hat. Nur die Sachsenzeitung kann neben ihnen noch in Betracht kommen. Der leuchtende Komet, der niemals Hofmanier lernende, sondern immer scharf und bitter fortpredigende Eremit, das freisinnige Morgenblatt und andere ähnliche Zeitschriften, verschwinden vor den drei Königen unter den Journalen zu unbedeutenden Erscheinungen.

Ich muß doch hier etwas von dem Besuche Apollo's erzählen, den der Musengott letzthin dem D. Sauerapfel gemacht hat. Er hatte denselben eigentlich dem D. Herloßsohn zugedacht, um ihm seine Freude über dessen neuestes Werk, den Ungar, auszusprechen; aber er irrte sich in der Wohnung, und kam durch reinen Zufall zu dem D. Sauerapfel. Dieser saß gerade über einer Recension, in welcher er den Poeten Ortlepp entsetzlich mitzunehmen gedachte, im Schlafrock, mit der Pfeife, und einen Haufen Bücher vor sich, aus denen er seiner Armuth an Ideen

zu Hilfe zu kommen pflegt. Nicht wenig erschrak er bei dem Eintritt des Musengottes, den er sogleich erkannte, und vor dem er einen demüthigstflehenden Fußfall that!

„Ach! Ach! Ach!" seufzte er dreimal, und rang die von Tinte geschwärzten Hände, „du großer, herrlicher Musengott, sei mir tausendmal willkommen? Wie viele millionen Mal habe ich nach dir geschrieen aus voller Kehle, und doch bist du niemals mir erschienen, um durch deinen strahlenvollen Anblick mich zu begeistern!"

Apollo wollte fort; doch Sauerapfel packte ihn bei den Knieen und brach aus in ein klägliches Geheul:

„Nein, o Musengott, ich lasse dich nicht! Ich beschwöre dich, bleibe, und höre mich an! Ich muß dießmal meine Seele vor dir ausschütten! Nimm Platz auf meinem Sopha!"

Apollo fühlte ein wunderbares Mitleid mit dem blassen, erbarmungswürdig aussehenden Männchen, und setzte sich daher nieder. Sauerapfel, ihm gegenüber, hob an:

„Siehe, großer Apoll, meine Noth geht zu weit, und sie rührt bloß davon her, weil du mir nicht einen Funken poetisches Genie verliehen hast! Seit vielen Jahren plage ich mich nun schon, um einmal durch eine Dichtung Aufsehen zu machen, aber es will mir damit durchaus nicht gelingen!

Wenn ich oft in stolzer kritischer Wuth einen Dichter in Stücke gerissen habe —"

„So?" fiel Apollo ein; „thust du denn das, mein edler Doctor."

Sauerapfel. Ei natürlich!

Apoll. Und warum?

Sauerapfel. Weil es mir nicht schwer wird, selbst in dem vortrefflichsten Gedichte einige matte und fehlerhafte Zeilen zu finden, und darum dann das Ganze mit dem mir angeborenen grausamen Hohn zu verdammen. Dann thu' ich's, wenn ich aufrichtig sein soll, auch aus Neid; weil ich selbst nichts dichten kann, ärgere ich mich über die, die es können, und suche ihren Namen zu vernichten, um selbst über ihren Leichnamen zu Glanz und Ruhm emporzusteigen. Nun sieh, Apoll, wenn ich also einen Dichter mit meinen scharfen Recensentenklauen in Stücke gerissen habe, dann fühle ich allemal eine stolze Aufwallung, als ob ich's weit besser machen konnte, und doch, wenn ich nachher die Feder ansetze — o daß ich's dir in tiefster Schaam bekennen muß! — so sehe ich, daß ich nicht einmal eine solche Verszeile schreiben kann, wie ich sie bei einem Andern vor wenigen Augenblicken als matt und schlecht verdammt habe. Ach, das ist doch zu traurig! Ich sterbe noch vor Hunger und Melancholie!

Apoll. Aber wie können Sie Barmherzig-

keit von mir erwarten, mein Herr, wenn Sie selbst gegen meine Schützlinge so grausam verfahren?

Sauerapfel. Ja, das strenge Kritisiren ist mir nun einmal angeboren; ich kann's nicht lassen! Und dazu kommt noch, daß ich ja bloß von der Gnade des Buchhändlers † † † und des — — — Obscur. —

Apoll. Des — — — Obscur? Mit diesem Handschuh stehen Sie in Verbindung? Wie können Sie das? Ein Subject, das man drehen kann, wie man will, das als Repräsentant der literarischen Erbärmlichkeit dasteht, an dem weder ein Schatten von Poesie, noch von Charakter, noch von Wahrheit ist, das nach allen Seiten hin nur die vollendetste Flachheit und Halbheit darstellt, ein Subject dieser Art kann Sie anziehen? Warum halten Sie sich nicht lieber an den geistvollen Menzel?

Sauerapfel. Ach, der mag nichts von mir wissen!

Apoll. Er wird doch wohl Ihr großes kritisches Talent ehren?

Sauerapfel. Ach, in hypochondrischen Stunden scheint mir's, als ob auch dieses von gar Niemand geehrt würde! Wie oft habe ich mich danach gesehnt, daß nur Einer von den Poeten, deren Werke ich heruntergerissen habe, sich über mich erbarmen und nur einmal meinen Namen

nennen möchte; aber sie nehmen nicht die geringste Notiz von mir, so lange ich sie lobe, und noch weniger, wenn ich sie dann aus Aerger und auf Wunsch meines Herrn † † † tadele. Meine letzte Hoffnung steht nun auf Dir, großer Musengott! Erbarme Dich über mich! Willst Du nicht die Gnade haben, und mir ein Bischen Genie geben? Wenn es auch nur wenig ist?

Apoll. Nein, edler Freund; damit muß ich sehr sparsam sein; und, wie gesagt, Du hast es einmal durch Deine Recensirerei, die ich gar nicht leiden kann, bei mir verdorben. Aber ich will Dir den Gefallen thun, und irgend einem Poeten sagen, daß er Dich nicht nur erwähnen, sondern sogar eine förmliche Lobrede auf Dich schreiben soll. Doch Du darfst sie nicht etwa für Satyre halten!

Sauerapfel. O das ist einzig, himmlisch! Das übersteigt meine kühnsten Wünsche!

Sauerapfel wollte in dankbarer Aufwallung den Musengott umarmen, doch sein Gebild zerfloß in Strahl und Duft, die ausgebreiteten Hände faßten nichts, und leer war die Stelle des Sopha's, wo er gesessen hatte.

Vier und zwanzigstes Kopfstück.

Lob der Abendzeitung.

Schon Menzel hat den Redacteur der Abendzeitung besonders als Dichter nach Verdienst gepriesen. Alle seine Lobsprüche sind volle Wahrheiten, die das Publicum schon längst einsah, und denen nichts fehlte, als nur einmal durch einen Mann von Bedeutung der Welt schwarz auf weiß ausgesprochen zu werden. Da dieß nun geschehen ist, so kann ich hier nichts thun, als diese Wahrheiten bekräftigen, und die besonders in der Mattherzigkeit starken Blätter Papier, die unter dem Titel „Abendzeitung" bekannt sind, anpreisen, als das vortrefflichste Mittel, den Schlaf herbeizulocken. Alle Freunde des Schlafes und der Mattherzigkeit werden sie ohne meine Ermunterung gern und stets mit dem besten Erfolg lesen. Schon wenn man sie ansieht, klingt es Einem vor den Ohren: „Schlaf, Kindchen, schlaf!" Und da nun der Gesundheit nichts dienlicher ist, als ein recht gesunder Schlaf, so macht sich der Herausgeber, der sich wegen der Beziehung auf die Nacht lieber Dunkel als Hell nennen sollte, sehr um das Wohl der Menschheit verdient; und wenn er geistig auch gar nichts wirkt, so ist seine Einwirkung auf die Körper eine desto größere.

Fünf und zwanzigstes Kopfstück.

Lob der Jesuiten und des Teufels.

Ich muß nun meinen Pegasus ein wenig antreiben, um an das Ziel zu kommen. Ich schwinge die Peitsche ungefähr so:



der Pegasus ist dießmal nämlich eine Katze; ich will Mäuse vorspannen, da läuft er wie der Wind. Das Ziel ist nahe; ich habe nun nur noch Weniges zu loben und zu tadeln.

Also zu den Jesuiten.

Es ist unverantwortlich, daß ich sie fast bis zuletzt gelassen habe. Wo soll ich Worte hernehmen, um die Verdienste der ehrwürdigen Väter Jesu genug zu preisen? Ich vermag dieß nicht einmal schon in sofern, als ihre großartige Wirksamkeit eine zu sehr versteckte, geheime und in's Dunkel gehüllte ist, als daß sie ein profanes Auge ganz ergründen, ein exoterischer Geist völlig würdigen könnte. Man hat ihnen zwar eben diese stille, ja schleichend=operirende Thätigkeit oft zum Vorwurf gemacht, da dasjenige, was sich in Nacht

und Nebel hüllt, immer keine gute Präsumtion für sich zu haben pflegt; aber Thorheit! Man sagt, sie gingen darauf aus, die Welt zu verfinstern, die Fürsten zu unmündigen Kindern zu machen und ihnen die Zügel der Regierung zu entreißen; es soll sogar einer von ihnen ein Buch geschrieben haben, worin der Fürstenmord vertheidigt wird — aber Letzteres ist eine niederträchtige Fabel — und Ersteres zwar vielleicht ganz wahr, jedoch der Gesellschaft Jesu nicht zum geringsten Vorwurf gereichend. Eine solche Verfinsterung ist ja gar nichts Unrechtes und Unnatürliches! Wird doch die Sonne selbst verfinstert; warum soll denn nicht auch die Wahrheit verfinstert werden? Folgt doch regelmäßig auf den Tag die Nacht, warum soll das Licht des Geistes nicht schattirt werden durch das Dunkel der Dummheit und des Aberglaubens? Nein, gerade die große Masse, der gemeine Volkshaufe muß nothwendig in der möglichsten Unwissenheit und Geistesblindheit erhalten werden, da ihn Aufklärung nur zu Uebermuth und Rebellion entzündet. Ihn so recht systematisch von dem Wege der Bildung und des Sichselbstbewußtwerdens zurückzudrängen in das finstere Thal des knechtischen Gehorsams und stockböhmischen Aberglaubens ist eine Aufgabe, die dem, der sie zu lösen versteht, nur Ehre bringen kann. Dieß wird am glücklichsten durch die Reaction erreicht. Der Freiheits-

sinn und Forschungsgeist müssen gänzlich ausgerottet werden.

Daß die Jesuiten von jeher ihre Hand gern in das politische Kartenspiel mischten und Regenten der Regenten zu sein strebten, ist auch nichts Uebeles; denn die Regenten bedürfen ja gescheuter Rathgeber; sie sind ihnen höchst nöthig, wenn sie selbst wenig verstehen, und auch dann keineswegs entbehrlich, wenn sie Einsicht besitzen.

Auch die Kunst, das Gewissen zu beschwichtigen und sogar fromme Verbrechen zu begehren, ist eine gar herrliche Sache. Mit der Tauben-Moral Schlangenklugheit zu verbinden, räth ja selbst der Heiland, und die Moral zu einer bloßen Klugheitslehre zu machen, das ist wenigstens etwas sehr nahe damit Verwandtes.

Die Heiligung der Mittel durch den Zweck, die reservatio mentalis, das ganze herrliche System des Probabilismus ist schon in sofern der gewöhnlichen Moral vorzuziehen, weil es dem Tugendhaften und Lasterhaften gleich bequem sein muß, und eines dummen Paskal philiströse Einwendungen verdienen keine Widerlegung.

Es ist daher sehr weise gehandelt, wenn man den alten, durch vielfache politische und religiöse Heldenthaten berühmten Orden wieder herstellt und ihm in allen Ländern Eingang gestattet, und man muß nur bedauern, daß man seit einiger Zeit mit

der Restauration der Klöster etwas saumselig zu Werke geht.

Ich preise denn also nochmals von ganzem Herzen die Jesuiten, wünsche ihrem segensreichen Wirken den gedeihlichsten Fortgang und ihrem ehrwürdigen Orden die weiteste Ausbreitung, und gehe zum Lobe des — Teufels über.

O Teufel! Herrlicher! Einziger! Vortrefflichster! Süßer Freund! Holdes Wesen! Liebenswürdiger Junge! Welche Schmeichelworte soll ich dir sagen? Wie soll ich dich genug erheben? Du verdienst noch ganz andere Lobsprüche, als — — —
— — — — — — —

Wem ist in neuester Zeit so viel gehuldigt worden als wie dir? Wer hat die Federn aller Schriftsteller so in Bewegung gesetzt? Bücher hat man über dich geschrieben, Journale nach deinem Namen benannt, und man wird dich nun auch noch immer mehr auf die Bühne bringen und dich dort bald so stereotyp machen wie in den Miniaturtheatern, wo du es bereits bist und mit Caspar dein Wesen treibst.

Und was bist du für ein charmanter Mann geworden! Wie hat dich dein verstorbener Freund Hauff so artig herausgestutzt! Wo sind da Hörner, Schweif und Klauen? Wo ist der Pferdefuß? Wo ist das „nordische Phantom?" Vermenschlicht, civilisirt, idealisirt — englisirt, ja fast vergöttlicht

stehst du da, so reizend, lockend, bezaubernd, daß man ganz einen andern Trieb fühlt, sich dir in die Arme zu stürzen als sonst, wo du einer Krautscheuche glichest, die Alles zurückschreckte.

Wie ich höre, bist du ein Belletrist geworden, woher es auch kommt, daß sich unsere Dichter und Schriftsteller so viel mit dir zu schaffen machen. Beruf hast du gewiß zur Poesie; denn wenn der Teufel kein Genie ist, wer soll dann ein Genie sein? Nun so schreib nur zu; bei dir heißt es ja nicht, wie bei uns armen Sterblichen: „die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang;" denn du hast keinen Tod zu befürchten und kannst dich daher ausbilden bis in die aschgraue Pechhütte, und einmal einen Goethe, Calderon, Dante, Shakespeare, ja sogar Grabbe, übertreffen.

An „hohen Mitstrebenden" wird dir's so wenig fehlen, als einem Heine an einem Immermann; es thut allen jungen Poeten Noth, sich zu dir, als dem besten Mäcenas, zu halten, und du hast an ihnen ein ganz Rudel Fauste, die du einmal allesammt holen kannst. Poeten sind freilich eben keine sonderlich fetten Braten; indeß ein feines Stück Wildpret hat auch seinen Vorzug, und das findest du an ihnen in sofern, als ihr ganzer Bau eine gewisse ätherische Zartheit, und ihr Fleisch gewiß einen deliciösen, geistigen Paradiesvogel-Geschmack hat. Es hat mich dieß wenigstens einmal

ein armer Belletrist versichert, der aus Hunger an seinen eignen Fingern kaute und sich äußerst wohlschmeckend fand. Ja, lieber Teufel, sei du unser Mäcenas! Wir wollen auch alle deine Productionen herrlich finden, und dich hinten und vorn umschmeicheln wie die Kätzchen! Zwar du bist es ja schon, und der leidigen Dichternoth, die Hunderte von Talenten unter die Erde brachte, ist nun auf einmal abgeholfen. Wir haben doch nun Jemand, das uns ein Pensiönchen auswirft, um uns auf unserm Dornenpfade gegen die gröbsten Herzzerreißungen zu sichern, und sorgenfrei ohne kleinliche Frohnarbeit um dürftigen Erwerb Werke zu liefern, die nicht der Geldmangel in's Leben rief, die entspringen aus reiner hoher Begeisterung für die Sache, und an denen wir arbeiten können mit stiller, heiliger, seliger Lust, ungestört durch alle irdischen disharmonisch-dreinkreischenden Jämmerlichkeiten. Wir können nun der Kunst allein leben.

Selige Aera des Belletristen! daß dich doch ein Hölty, Bürger, Schubart, Seume, u. a. m. erlebt hätten! Jetzt steht die einst mißliche Sache ganz herrlich! Der Teufel selbst ist ein Poet geworden. Ein Poet kann nicht anders, er muß sich ihm ergeben, oder in Ermangelung jedes andern Mäcens zu Grunde gehen. Also thun wir es! Das belletristische Streben ist ja ohnehin eigentlich ein

teuflisches! Wer soll es anders lohnen als der Teufel und höchstens ein ihm gleich denkender generöser Buchhändler! Generös sind freilich die Buchhändler eigentlich fast ohne Ausnahme; so generös, daß viele groß genug denken, die Verlagskosten zu wagen, und eine Schrift umsonst zu drucken. Gewiß wird selten Einer von dem Autor etwas bezahlt nehmen; ja eher wird er das Gegentheil thun, und ihm noch eine Kleinigkeit zuwerfen. Das ist gewiß sehr grandios gedacht und verdient Anerkennung.

Doch, werthester Teufel, so gern ich noch länger mit oder von dir spräche, so geh jetzt — zu dir selber, und schenke mir dein ferneres Lob, eine Materie, der ich nicht gewachsen bin, und die vielleicht ein recht orthodoxer Knasterbart von einem altmodischen Stocktheologen wie — in — oder — in — besser bearbeiten dürfte, als Einer, dem es sogar in skeptischen Stunden zuweilen eingefallen ist, an deiner Existenz zu zweifeln. Und, Kopfstück, sei alle!

Sechs und zwanzigstes Kopfstück.

Tadel Gottes.

Nachdem ich Diverses gelobt, so — ich kann mir nicht helfen, so muß ich noch zu guter Letzt

etwas tadeln. Fragt man, was? so antworte ich kurzweg, den lieben Gott selber muß ich tadeln. Die Würde des Stoffes verlangt höhern Ernst. Das Lachen sei verbannt! Es rede heilige Wehmuth! Du hohes, unerforschtes Wesen, das wir uns als das allgütige und allliebende denken, warum wecktest du uns arme Sterbliche aus Nichts, wenn unsere mangelhafte Existenz nur eine anhaltende Kette von zehrenden Schmerzen, kurzen Freuden, unerfüllten Sehnsuchten und tausend Unruhen und Herzensqualen sein sollte? Wären wir nicht besser todter Staub geblieben, als daß wir die Seele in uns trügen, die Alles fühlt, die nimmer Friede und Ruhe und dauernde Freude findet auf dieser Welt? Warum machtest du diese Erde so schön und lässest die goldne Sonne vom Himmel strahlen und die Frühlingsblumen sich an unsern Busen schmiegen und das tiefsehnsüchtige Lied der Philomele aus grünen Hainen tönen — und die Fluren lächeln — und die Abendröthe sanft schimmern — und noch zauberischer in wonniger Mainacht den holden Mond voll verklärender, liebevoller Innigkeit herniederblicken — warum umgabst du uns mit all den tausend Scenen des Entzückens, und drücktest doch das arme Herz so eng in sich zusammen, daß es dessen nur so selten einmal recht ungetrübt froh werden kann, ach, und daß es sich oft gerade nur desto wehmüthiger und unglücklicher fühlt, je freund-

licher und lachender die Bilder der Natur ihm entgegenschweben? O welcher empfindende Mensch tritt nicht hinaus in den blühenden Mai, zwar vielleicht einmal selig aufathmend und sich labend an all dem reinen, süßen Duft und an dem blauen Firmament und an dem tröstenden Grün — aber bald wieder im Busen die tiefe Schwermuth fühlend, es sei nur um eine bewölkte Gegenwart, oder um eine entflohene Vergangenheit, oder um eine drohende Zukunft — oder um einen lieben Todten, dessen Grabhügel sich wieder neu begrünt — oder um einen fernen Freund, unser zweites Herz, der ewig von uns getrennt vielleicht wie wir gerade die Frühlingsflur durchwandelt und mit thränenvollem Auge nach den Bergen schaut, welche grau und still, oder wehmüthig im Abendroth schimmernd ruhen zwischen den Sehnenden — oder um ein gränzenlos geliebtes Mädchen, die sein einziger Gedanke ist, deren Bild auf jedem Tritte vor ihm hergaukelt, deren liebliche, seelenvolle Züge, deren entzückt-funkelnde Flammenaugen ihm vor der Stirne stehen, deren Namen er tausendmal voll heißer Sehnsucht nennt und nach der er die Arme ausstreckt voll unaussprechlichen, weinenden Verlangens — für die er sein Leben dahingäbe — für die allein er wirkt und sinnt und strebt und fühlt und denkt — ach, und die doch grausam von ihm geschieden ist — die er für sich geschaffen

erkennt, und die doch nimmer, nimmer die Seinige werden kann! Ach da wird all die irdische Wonne einer blühenden, duftenden, strahlenden und jubelnden Welt, und die tiefe, gränzenlose, innige Seligkeit der schweigenden Mondnacht zu einer desto grausameren Peinigerin, wenn wir die Elemente eines gränzenlosen Glücklichseins so verschwenderisch um uns her verstreut sehen, und doch nicht glücklich sein können, weil eben gerade das fehlt, was diesen Elementen himmlische Harmonie verleihen kann! . . . . .

Arme Menschen! Gedrückte Wesen! Und erst eure gröbern Schmerzen und Qualen, die mit diesen seinen nicht zu vergleichen sind! Eure Krankheiten! Eure Müh und Plage, euer oft für Betelpfennige vergeudeter blutiger Schweiß! Eure Kriege, eure Sclavereien, eure Unterdrückungen, Kränkungen, Mißhandlungen, Vereitlungen jeder Anstrengung, Fehlschlagungen jeder Hoffnung, Verkennungen der edelsten Absichten, Herabsetzungen der Verdienste — welche Reihe von Kümmernissen!

Es giebt Schmerzen und Leiden, die der Mensch am Menschen nur sehen kann mit dem herzzerschneidensten Jammer — ja, der Mensch wird bei der Qual eines Thieres gerührt — und Gott, der Quell der Liebe, der Allgütige, er kann unser heißestes Flehen, unsere Seufzer und Gebete und unsere unter tausend Thränen nach oben ge-

rungenen Hände sehen — und er schweigt — er sendet oft statt Hilfe und Linderung nur neue Pfeile mit grimmigeren Widerhaken in das qualdurchrasete Haupt und in das zuckende, blutende Herz — und der Vortrefflichste, der Unschuldigste, der liebevollste, sanfteste, tugendhafteste Mensch muß oft Höllenschmerz erdulden, ehe der Tod endlich erscheint und das von Thränen zerbissene Auge zudrückt, und das durch und durch wunde Herz brechen heißt — — .....

O wer in seinem Leben viel und heftig gelitten, der muß das kennen — dem werden die Stimmungen des Zweifelns und Verzweifelns nicht fremd sein — der weiß, daß es Stunden gibt, wo alle Geduld ihr Ziel erreicht — wo die in sich gepreßte Flamme einer halbwahnsinnigen Tobsucht wild auflodert wie bei einem Hiob — wo die Thränen zu einem grimmigen, kalten Hohnlachen werden und die so oft vergeblich gethanen Gebete zu Flüchen sich umwandeln wollen — ach, es sind fürchterliche, höllische Stunden — die schrecklichsten, die ein Mensch erleben kann. Fast ist's unmöglich, in solchen Momenten nicht zu wanken — wenn auch nur auf — Momente — denn die Ruhe, die Stille kehrt auch schon wieder — und auch die fromme Ergebung — aber freilich bleibt das entflohene Thränen-Schicksal, wenn wir danach umblicken, immer als Räthsel vor uns

stehen, nie ganz ergründlich — groß, schwarz, schreckend — tigergleich.

O Gott! Hoher, unendlich erhabener, unerfaßbarer, unbegreiflicher Geist, zu dem ich aber nie das Vertrauen verlor, daß du uns als deine Kinder liebst, und selbst, wenn du uns blutig geißelst, deine weisen Absichten haben mußt — verzeih dem armen kurzsichtigen Wesen voll leiser, wunder Zärte seinen leicht in Klagen ausbrechenden Schmerz — verzeih ihm seine Zweifel, die ihm natürlich sind, da du es unvollkommen schufst wie Alles, und ihm nicht das Auge bewaffnetest, um in die Abgründe deiner Rathschläge hinabzublicken!

Hoffen wir doch, dereinst, wenn wir die Kette der Geschicke durchschauen, unsern Tadel in frohe Lobgesänge umzuwandeln! Die Erde ist unvollkommen — Alles darauf ist es — wir selbst sind es — und hier müssen Klagen sein — aber froher Ahnung voll ruht unser Blick auf der Ewigkeit....

Sieben und zwanzigstes Kopfstück.

Lob Herrn Ego's.

Ich habe lange mit mir selbst gestritten, was ich mit Herrn Ego mache, ob ich ihn tadeln, oder

loben soll. Es ist ein närrischer Casus, von sich selbst zu reden, und man mag verfahren, wie man will, die Sache bleibt kitzlich. Ich wollte mich anfangs ganz entsetzlich tadeln; doch in gegenwärtigem Werke, wo Alles, was man gewöhnlich tadelt, gelobt, und Alles, was man gewöhnlich lobt, getadelt wird, würde dieß mir den Vorwurf der größten Eitelkeit zuziehen. An Tadel werden es übrigens meine Herren Recensenten nicht fehlen lassen, für die ich gleich einige kurze Kritiken hersetze. Es sind nur Quintessenzen, zu denen ein Herr D. Sauerapfel oder M. — leicht ihr Wässer hinzuthun und eine hübsche breite Bettelsuppe daraus machen können. Also:

Nr. 1. Der besonders durch ein Gelegenheitsgedicht, das „Osterlied", nicht ganz unbekannte Herr E. Ortlepp hat sich nun gar einfallen lassen, in das Gebiet des Humors zu pfuschen. Dabei prustet er gelegentlich auf mehrere durch ihre Kritiken und Gelehrsamkeit, wie auch literarische Thätigkeit, achtungswerthe Biedermänner unter dem Scheine von Lobsprüchen Schmähungen aus, die seinen Charakter sehr verdächtig machen. Das vorliegende Buch ist ein Beweis von ungemeiner Geistlosigkeit und Ohnmacht des Verstandes, die oft bis zu dem Unsinn geht. Ohne eine ordnende Idee ist Alles durcheinandergeworfen; an Witz und Humor ist nicht zu denken. Wenn doch der geistes-

arme Autor künftig das Schreiben ganz unterlassen wollte!"

Nr. 2. Der Ehrenmann, Herr E. Ortlepp, tummelt sich weidlich in dem vorliegenden Werke, von dem Recensent nur wenige Seiten lesen konnte, indem er daran schon völlig zur Genüge hatte. Die Welt, die Herrn Ortlepp's schlechte Gedichte kaufte und las, wird vielleicht auch dieses Buch von ihm kaufen und lesen; doch wir halten es für unsere Pflicht, es ihr zu sagen, daß der Autor an Witz, Humor und Laune einen gänzlichen Mangel hat, und indem er Swift und Jean Paul nacheifert, sich nur lächerlich machen kann. Das ganze Werk ist nichts als ein unsinniges Aggregat von Ungereimtheiten und Abgeschmacktheiten."

Doch — Gott! welche Heerde von Eseln seh ich wieder vor mir! Der kleine ist darunter! Sie schreien ganz fürchterlich! Wem's gilt, der kann sich nur kreuzigen und segnen! Himmel, ich sehe den D. S. — unter ihnen! — Jetzt verschwinden sie; es hat kein Mensch auf sie gehört!

Es soll mich freuen, wenn nächstens eine von den obigen Recensionen fast wörtlich in dem geographischen Journale steht. Da ich dem Verleger desselben trotz seinen Bitten aus Gründen Beiträge für dasselbe verweigert habe, so gestatte ich ihm, obige Kritiken als solche aufzunehmen; ich überlasse

sie ihm gratis, indem ich ihm zugleich alle andere Honorare schenke, die er mir schuldig geblieben ist.

Jetzt aber schreite ich zu dem Lobe des Herrn Ego fort.

Manche machen sich viele Namen, um sich einen einzigen großen zuwege zu bringen — ihren wahren streben sie hinter der Maske der Pseudonymität — ihr Ich unter dem Deckmantel diverser scheinbarer Nicht-Ich's — mit Lorbeerkränzen zu bewerfen, die sie eifrig begehren, und die ihnen hartherzige Kritiker versagen. Diese helfen sich selbst, ohne es zu scheinen, und — Selbsthilfe ist ja nichts Unerlaubtes.

Andere loben sich selbst durch — Andere. Sie stellen Trompeten- und Posaunenbläser an — sie liefern gewissen Journal-Redactoren gratis Beiträge — sie lassen sich's noch Geld kosten — sie lobhudeln gute Freunde, damit es aus dem Walde wieder herausklinge, wie sie hineinrufen — und so entsteht dann oft viel Geschrei um herzlich wenig Wolle.

Noch Andere loben sich directe allein durch ihre Werke selbst, und diese sind die Besten. Ich führe daher hier nur meine Werke an, um mich selbst genugsam und auf die anständigste Manier zu verherrlichen.

Wer kennt nicht meinen Hamlet und besonders den meisterhaften Monolog darin: „Sein

oder Nichtsein, das ist hier die Frage!" Wem sind meine Werthers Leiden und Wilhelm Meisters Lehrjahre unbekannt; wen haben sie nicht begeistert und entzückt? So hat mein „Leben ein Traum" gewiß nicht nur einzelne vortreffliche Stellen, sondern ist durch die schöne, wehmüth-durchklingende, alle Theile gestaltende und belebende Idee ein durchaus harmonisches Kunstwerk aus einem Gusse. Meinen Tristram Shandy lies't Jedermann; und mein Tom Jones steht ihm wie der Castor dem Pollux an der Seite. Was soll ich noch von meinem Orlando furioso, von meinem Befreiten Jerusalem, meiner Ilias und Odyssee, die nur niederträchtige Lügner dem Homer zuschreiben, von meinem Fingal, meinem König Lear, meinem Makbeth, meiner Jungfrau von Orleans und allen den Meisterwerken reden, durch die ich mich allen Nationen der Erde bekannt gemacht habe.

Ja, als Urheber dieser Productionen muß ich mich selbst loben, und zwar im allerhöchsten Grade. In jedem dieser Werke steckt eine Erfindung, eine Phantasie, eine Begeisterung, eine Gluth des Gefühls, und eine Tiefe des Gemüths, auf die ich stolz zu sein Ursache habe. Als Verfasser derselben sollte ich eigentlich gar nicht mehr so etwas schreiben, wie diese „Lob- und Schmäh-

schriften", die ich aber auch in diesem Augenblicke sogleich beschließen will. Also, lebe wohl für dießmal, mein theurer Leser; es freut mich, wenn dir die Zeit bei mir nicht ganz unangenehm vergangen ist; und wünschen es viele mit dir, so sehen wir uns vielleicht bald in einem zweiten Bändchen wieder.


